Scherflein

zur

Menschenkunde.

In Erzählungen.

Frankfurt und Leipzig
1794.

Gräber im Mondschein, und katholische Kirchen zur Zeit des Hochamts sind ein paar Heiligthümer, die ich selten vorbeigehe, ohne zu genießen. Auf einem Grabe sammelt sich unsere Seele zu den Seelen der Väter, und lebt in den Zeiten der Vorwelt. An den Altären der römischen Kirche stimmt sie sich zu den ernsthaftesten Gefühlen der Menschheit. Rings die Gesichter voll glühender Andacht; gebogene Knie; feierlich ernster Gang der heiligen Gebräuche; Tonkunst für's Ohr — Pracht und Freundschaft für's Auge arbeiten so stark auf Menschenherz, Sinnlichkeit, und Phantasie, daß doch endlich einmal die Eißrinde aufthut, die sich um unsere ganze Substanz durch Weltton, Wizeleien, Empfindsamkeiten, und

wie die übrigen Mißgeburten unsers Zeitalters heissen, nicht selten gezogen hat. Wenn ich dann unter denen ehrwürdigen Bildern des Alterthums, in denen die Sagen, und der Geist der Vorzeit aufbewahrt sind, in den Hallen und Bogengängen dieser majestätisch-finstern Tempel umhergewandelt, ihrer Geschichte nachgespürt, und verständige Priester nach ihrer Deutung gefragt habe; so steige ich zu den Volksbegriffen herab, und kunde die Gedanken einer knienden Beterin aus, die mit einfältiger Andacht vor der Natur ihrer Lieblingsheiligen liegt. Arme, dunkle Begriffe; aber voll natürlicher Einfalt! — ungereimt, wenn man sie an das Thranlämpchen der kalten Vernunft hält; und doch von so starker Wirkung auf's Herz des ungebildeten Menschen! — Wenn ich einen raschen Georg treffe, der sich den Arm, und die Lanze seines Schuzpatrons herbei wünscht, um, wie er, die Drachen zu bekämpfen; oder ein weiches Theresen-Herz, das nach den Tugenden ihrer Namensschwester glüht: so hebt sich meine Seele. Ich empfind' es, daß es noch Menschen giebt, die sich nicht schämen, Menschen zu seyn.

In der alten — guten Stadt Neiße, die sich bei ihrer Gründung wol die Ehre nicht träumen ließ, im achtzehnten Jahrhundert eine unüberwindliche Festung

zu seyn, ist die Hauptkirche ein gothisches Gebäude, das ich nie betretten konnte, ohne einen gewissen Schauder zu fühlen. Und doch verweilt' ich so gern in derselben; gieng die neumodische, bunte Kirche der Kreuzherrn vorbei; und vergrub mich in diese Steinmasse, um mich an den Denkmälern des Alterthums zu freuen. In dem einem Winkel der Kirche stand ein Altar, dessen Form von einer ganz besondern Idee entlehnt war. Ich hörte seinen Namen, daß es der Altar der Kümmerniß sey; ich sahe traurige Mädchengesichter nach demselbe gerichtet; und konnte mich nicht aus dem Bild herausfinden, das meine Neugierde so ganz beschäftigte. Ein schönes Mädchen mit goldnen Kleidern hieng am Kreuz — ihr sterbender Blik war auf einen Jüngling geheftet, der zu den Füssen des Kreuzes lag, und mit namenlosen Schmerz, auf dem Gesicht, ein Liedchen spielte. Sein Instrument war eine Violin — und ich gäbe den ersten Kuß meiner Braut darum, wenn es eine Harfe wäre. „Gutes Kind!" sagt ich zu einer schwermüthigen Beterin, die sich vor dem Altar der Kümmerniß hingeworfen hatte, „wer ist die duldende Heilige, vor der du kniest?" Eine fliegende Röthe überzog ihr Gesicht. „Die heilige Agatha!" lispelte sie. Ich sezte mich neben ihr auf die steinerne Stufe des Altars; und da wir nichts um uns sahen, als ein Paar grauköpfichte Weiber in den entgegengesezten Winkeln der

Kirche; so lebte bald die unschuldige Vertraulichkeit argloser Seelen in uns auf. Das Mädchen gab mir die Geschichte dieser heiligen Agatha, unter deren Kreuze wir sassen, so gut sie sie wußte. O, daß ich in meine Nacherzählung den beredten Blik übertragen könnte, der mir das alles so interessant gemacht hat.

Zu den Zeiten der Kreuzzüge lebte ein alter gefühlloser Ritter, dem seine Leibeignen fluchten, den seine Nachbarn haßten, und den übrigens die Welt nicht kannte. Seine Gattin — ein weiches Herz, und doch so eine feste Dulderin! — hatte er in der Blüthe ihrer Jahre ins Grab gearbeitet. Nun saß er auf seinem Raubschloß, und hauste mit seiner Tochter, die das Ebenbild ihrer Mutter war, an Reinheit der Seele, Gehorsam und Geduld. Die Tochter hieß Agatha, und war eine Agatha, das heißt verdollmetschet: die Gute. Sie pflegte ihren Vater, und vergaß es, daß er ein Rabenvater war; — seinen Befehlen gehorchte sie behend, wie die Engel ihrem Meister; — schalt er, so blieb sie still und sanftmüthig, wie ein Lamm; — über seine Missethaten weinte sie, und rang die Hände, wenn sie kein Auge sah, als das Auge des Herrn. Sie kniete vor den Altären zur Zeit des Hochamts, und spendete Allmo-

sen aus, wenn es vollendet war. Für ihre Sünden büßte sie mit strengen Fasten, und wallfarthete in einfältigen Glauben zum wunderthätigen Bild der Mutter Gottes, dessen Kapelle auf der Spize des Berges stand. Und als sie das sechszehnte Jahr zurükgelegt hatte, war sie schön vor allen ihren Schwestern; denn ihr jungfräuliches Gesicht war ein Spiegel ihrer Engelseele; und wenn sich ihr Busen hob, so war es ein Seufzer der Andacht, oder des kindlichen Kummers, der ihn so reizend empoetrieb. Ihr blaues Auge so rein, wie der Aether, ihre hochrothe Lippe von keinem wollüstigen Kuß beflekt — ihr eyrundes Gesicht, von keiner stürmischen Leidenschaft verzerret. Mit ihren gelben Haaren mischten sich die Sonnenstrahlen so lieblich, als wären sie verschwistert.

Da traf der Feuerblik eines schlanken Jünglings auf sie, der von ritterlichem Geschlechte war, und in manchen Kampf, in Turnierspielen, und auf dem Schlachtfelde zu seiner Ehre bestanden hatte. Und doch war sein Schwerdt nie gezogen, als wenn es die gedrükte Unschuld erheischte. — Das Blut der Bösewichter rostete auf demselben — und darum, daß der edle Jungling nicht auf dem Raub zog, wie die ungerechten Ritter seiner Zeiten, blieb er arm und ein Spott derer, die die prunklose Tugend verachten. Aber die fromme Agatha gewann ihn lieb: denn ihre

Seelen waren Zwillingsseelen, und unterschieden sich nur, wie die weibliche Sanftheit, und der männliche Adelsinn. Ritter Athelwold, und Wigands Tochter schwuren sich den Bund der Liebe, sich treu zu seyn, bis in Tod.

Und es geschah, daß der wilde Branor, ein Raubgeselle des alten Wigands, sein flammendrothes Auge auf die keusche Agatha warf, als er mit ihrem Vater zu Tische saß, und zechte. Das blühende Mädchen reizte seine Gierde: und er warb um sie, wie ein Geier um das Fleisch einer Taube. Nicht ihr weiches Herz, zum Weibergehorsam, und zum Eindruk tiefer Gottesverehrung gebildet; sondern der volle Busen, unter dem es schlug, regte die Lust des Schandbuben auf.

Ihn durchzuwüthen feilscht er sie
Dem Rabenvater ab;
„Nie werd ich sein — o Vater! nie!“
„Sein Arm wird mir zum Grab.“

So klagte sie viel und innig, rang ihre Hände, als eine Duldende; und zitterte als ein gescheuchtes Reh.

Wie hämisch deß der Ritter lacht!
Welch Troz im Vaterblik!
Rings ist's um unsere Traute Nacht —
Sie schaudert still' zurük.

Und fühlt so tief, das Nordpolfrost
Von keiner Thräne thaut —
Ihr blaues Aug' umsonst nach Trost
In's Felsen = Antliz schaut.

Da hob sich ihre Seele. In die weibliche Seele ward Muth gegossen, als strömte das Feuer des Herrn in sie. Nicht mehr der bange Klageton — ein Flammengeist sprach aus ihr. Sie fluchte dem Bande mit einem Sünder, das in den Abgrund des Bösen mit sich fortwirbelt, Mann und Weib! Hehr stand sie da, wie eine Gottdurchglühte; und sprach von einem andern Bande, das sie geknüpft habe, ihren Willen unter den Willen eines Mannes beugen zu lernen, der göttlich gesinnt sey; und ihre Schwäche an seine Stärke anzuklammern, wie er an seinen Herrn und Meister, auf daß sie Licht von ihm empfienge, wie der Mond von der Sonne, und sie beide Arm in Arm hingiengen, von wannen sie gekommen.

„Geschworen hab' ich, treu zu seyn,
„Dem besten Jungen, ich!
„Zwingt nur die Hand in Fesseln ein,
„Ihr fesselt doch nicht mich.

„Wer zwingt ein Herz? wer dich Natur?
„Ist Liebe feil für Gold?

„Gold! wenn du kannst, so tilg den Schwur! —
„Den Schwur an Athelwold!

„Und wenn du kannst, so reiß mich hin,
„Du Tygerherz! zu dir.
„Glük, daß ich frey und Menschin bin,
„Und Hauch aus Gott in mir!

Das war Arabisch für den alten Wiegand, und seinen Spießgesellen, den Ritter. Sie leerten ihren Becher; und blikten sich wild an, wie ein Eber, der verwundet ist. Wiegand schnaubte in seinem Zorn; und Branor rollte sein Aug auf das Mädchen, die ihn begeistert hatte, als sie stillen Sinnes vor ihm da stand, und nun jeden Tropfen Bluts in seinen dunkelblauen Adern mit giftgetränktem Feuer tingirte: denn sie faßte ihn in ihrer gewaltigen Schönheit mit dem Flammenblik, und dem heissen Athem, der sich aus ihrer steigenden Brust hob. Jeder todte Reiz war vergeistet — sie sah nicht aus, wie eine Sterbliche. Athelwold! Athelwold! warum sahst du sie nicht, in ihrer Lichtgestalt, als eine Braut des Himmels? keusch und rein wäre deine Seele mit der ihren zusammengeflossen!

Agatha gieng nach ihrem Schlafgemach. Da stand ihr Tischchen von Ebenholz; und auf dem Tischchen ihr Kruzifix, vor dem sie in stiller Andacht, und

Herzenserhebung zu knien gewohnt war. Nie stand sie auf, der Herr hätte dann zu ihrer Seele geredet, und sie mit Troste gelabet, in der Stunde der Angst. Die Leidende sank nieder, als sie in ihr Schlafgemach kam, bestieg diese Nacht ihr Bette nicht, und blieb im Gebet, wie die heiligen, die vor ihr gewesen sind. Und sie machte mit Gott einen Bund, in Stille auszudulden, was über sie beschlossen sei; denn heidnischgesinnten Ritter als den Mörder ihrer Tugend zu fliehen, und ihrem Athelwold treu zu bleiben, in Leid und Freud! wie sie's ihm geschworen hatte. Der erste Morgenstrahl der kommenden Sonne traf in ihr ausgeweintes Auge; (denn sie kniete gegen Osten!) nnd es war ihr, als feierte sie den Anbruch des ewigen Tages im Vorgefühl.

Auch der alte Wiegand blieb mit seinem Ritter wach, bis zur Morgendämmerung. Sie saßen, und hielten den Becher in der Faust, und tranken sich zu, auf die Opfernacht des unschuldigen Lammes, die sie Brautnacht nannten. Ihr Wiz nahm einen raschen Gang, beides in Zeichnung der Bilder, die der Geist der Wollust dem Ritter einhauchte, und in Erfindung der schwarzen Anschläge, wodurch sie Agatha verstriken wollten, sich in ihren Sinn hinzugeben. — Und als sie den Plan ihrer List in's Reine gebracht hatteu, da ergrif der alte Wiegand sein Schwerdt, legte die

Hand darauf, und schwur einen schauerlichen Eid, binnen zwölf Monathen seine Tochter in Branors Arm, oder erkaltet zu sehen. So schlossen die Verräther unter sich den Bund des Todes; und die Geister der Finsterniß umschwebten sie, als ihre Brüder. Doch vermochten sie nicht, den goldnen Strahl der Tageskönigin abzuwarten; sie haßten das Licht, und eilten auf ihr Lager, als es noch dämmerte.

Von der Zeit an hellte der alte Wiegand sein finsteres Antliz auf, und gab ihm den erborgten Schein der Vaterliebe. Er gedachte Branors mit keinem Wink; und ordnete Feste an, so prächtig und lärmend, daß seine Gesellen ob dieses neuerwachten Verschwendungsgeistes erstaunten. Sie sammelten sich auf seinem Schloß wie die Heuschreken; und er liebkoßte seine Tochter vor ihrem Angesicht, und sezte sie oben an, und machte sie zur Königin der Feste. Aber das Mädchen blieb still in sich selbst, und gieng mit ihrem Geist nicht in die Freuden dieser Welt ein; sondern gedachte ihres Heilandes, wie der mit Sündern und Zöllnern zu Tische saß, ohne sich mit ihrem Sinn zu vermischen. Die Tafel der Lust ward ihr zum verborgenen Altar; heimliche Seufzer stiegen mitten in dem Gewühl der Verruchten zum Throne ihres himmlischen Vaters; und kein unreines Bild, das ihr vor's Auge gerükt ward, vermochte sie in ihre Seele zu

stehlen. So prallte die Künste der List auf ihre Erfinder zurük — durch die Versuchung ward sie gestärkt!

Und als der Ritter Wiegand drei Monathe seinen Anschlag verfolgt hatte, gab er das lezte Mahl. Schon mit der Abenddämmerung schloß er's, eilte nach seinem Lager, und gieng mit sich selbst zu Rathe, wie er seine Tochter handhaben müßte, um sie nach seinem Willen zu formen. Wohl sah er, daß das Mädchen die Schlinge vermieden hatte, die ihr so künstlich gelegt war; verbiß seinen Grimm, und stand um Mitternacht auf, als der Mond sein Zimmer erhellte, und gieng nach dem Schlafgemach seiner Tochter. Sie hatte stark im Gebet errungen; und sammelte nun die zerstreuten Kräfte der bestürmten Körpernatur im sanften Schlummer. Athelwold war im Traum zu ihrer Seele gestiegen; und als sie den Arm nach ihm ausstrekte, ihn zu umfassen; da wekte sie ihr Vater, und löste die neblichten Bilder in ihr Nichts auf. Ihr erster Blik traf auf seine gerunzelte Sirne; doch kämpfte die List mit der Wuth, daß ihr Ausbruch von jener gehemmt ward.

Mit scheinbarer Kälte ergriff er das zitternde Mädchen, und führte sie schweigend durch die monderhellten Zimmer, und durch die gewölbten Gänge des

Schlosses. Kaum waren sie die lezte Windeltreppe hinunter gestiegen; so zog der alte Wiegand den grossen Schlüssel unter seinem Mantel hervor, der die Gruft seiner Väter öfnete. In der Gruft stand ein Altar; auf dem Altar ein ewigbrennendes Lämpchen den Seelen der Verstorbenen im Standpunkt der Feuerreinigung zum Troste. Zu diesem Altar, und diesem Lämpchen führt' er, mit stummen Ernst in Schritt und Gebehrde, die schaudernde Agatha. „Dort liegt sie," sprach er mit halbgerührter Stimme, und wieß auf den Sarg ihrer Mutter, „dort liegt sie mein gehorsames Weib, die nie gemurrt hat, wenn das „Wort deines Vaters ihren Willen fesselte. Sprich, „Agatha! bist du ihre Tochter? trägst du ihr Bild? „wirst du mir alten Graukopf gehorchen wie sie?" Agatha fühlte den Sinn der Rede. Aber, auch Stärkung fühlte die Leidende, als sie den gebietenden Blik ihres Vaters in dem blaßgelben Schein der Todtenlampe erkannte. Demüthig senkte sie ihr Auge zur Erde; und frug ihren Vater mit schmelzender Stimme, ob sie je sein Gebot übertreten? — „Unter zwei „Geseze, sprach sie halb zitternd, hat sich immer „mein Wille gebeugt — uuter das Gesez meines himmlischen Vaters, und seines Nachbilds auf Erden. „Wenn beide einstimmig sind, welche Lust ist mir's, „zu gehorchen!"

Der

der alte Wiegand knirschte; denn auch Er ahndete den Sinn seiner Tochter. Trozig foderte er von ihren Lippen den Schwur, mit dem nächsten Morgen ihre Hand in die Hand Branors zu legen. Das Mädchen flehete mit gebogenem Knie und gefalteter Hand um Erbarmen. Er drohte. Fest blieb sie stehen, und rief den Geist ihrer Mutter zum Zeugen, daß ihrer Seelen Heil eine Scheidewand machte zwischen ihr und dem Ritter, der ihr zum Gemahl bestimmt war. „Schwur gegen Schwur!„ rief der ergrimmte Wiegand, und wiederholte den schauervollen Eid, binnen neun Monathen sie als Barnors Weib oder in den Armen des Todes zu sehen. Athemlos sank das Mädchen auf die Schwelle des Altars. Der Vater ergriff sie bei den goldenen Locken, und schleppte sie hinter sich her in das obere Gemach des Thurms, unter welchem die Gruft war. Er verschloß die Thüre mit dem eisernen Riegel, und rief ihr mit hohler Stimme nach; „In neun Monathen tod, oder Branors Weib!„

Da lag sie, und jammerte den Rest der Nacht durch. Mit dem Morgen ward's Licht in ihrer Seele. Sie erneuerte den Schwur, voll kindlichen Vertrauens auf Gott zu leiden und zu sterben. Am Mittag brachte ihr Wiegands Knecht ihr kümmerliches Mahl; und mit dem Sonnenuntergang schlug er an ihre Thüre, und rief die fürchterlichen Wor-

te: „In neun Monathen tod, oder Branors Weib!„ Agatha konnte nichts, als beten und weinen:

Daß oft von bangen Thränen naß
Ihr magres Lager war —
Naß Todtenkopf, und Stundenglaß
Und naß ihr gelbes Haar.

So schmachtete sie sechs Monathe lang nach Erlösung. Fern war ihr Athelwold. Er stritt mit tapfern Rittern im gelobten Land für das heilige Grab; und ahndete die Leiden seiner Agatha nicht. Darum harrte sie auf keine Erlösung, als auf die zur ewigen Freiheit. Doch vergaß sie in ihren süssesten Schwärmereien des guten Athelwolds nicht.

Ein eingeengtes Mädchenherz,
Von aller Welt getrennt,
Das keinen Freund als seinen Schmerz; —
Kein Glück als Liebe kennt,

Das fühlt den Drang, gepaart zu seyn; —
Und heftet sich so gern
An dich Natur! — an Flur und Hain —
An Sonne, Mond, und Stern!

Wohl empfand dies die fromme Agatha in den leeren Minuten, die den höhern Gedanken der Ewigkeit, und ihres Gottes, an dem sie fest hielt, nicht

zu

zu fassen vermochten. Da stand sie nächtlicher Weile am Gitterfenster, und besah sich den Sternen-Himmel in aller seiner Schöne. Unter den Millionen Sternen glänzte ihr ein Liebling vor, der ihrem Fensterchen gerade gegen über stand. Sie träumte viel von ihm, wie er die Wohnung seliger Geister sey; wie das Auge ihrer Mutter aus seinem Silberschein heraussehe; und wie die Seele Athelwolds, nicht weit von diesem Stern, ihrer Seele einst begegnen würde:

„Dann blinkt der Liebling unsrer Wahl,
„So frei und gut, wie du,
„Uns mit dem sanften Silberstrahl
„Aus blauer Ferne zu.
„Kein Sturm haucht ihm die Decke um,
„Gewebt aus Wolken grau;
„Hold lächelt er — und rings herum
„Strahlt Gold auf Himmelblau!

Und es geschah mit dem Anfang des siebenten Monats, daß sie in tiefer Schwermuth auf ihrem Lager saß; und der Geist des Trostes von ihr gewichen war.

Schon hallt von fernen Kloster her
Die Glocke Mitternacht;
Schon flimmert ihr kein Lämpchen mehr;
Nur sie und Nachtgeist wacht!
Und wacht, und wankt dem Gitter zu:
Rings alles still und tod:

Sie unterbrach die heilige Stille nicht, und betete in leisen Seufzern, für kein Ohr, als für ein himmlisches, hörbar, aufgelößt zu seyn, und in ihrem Brautbette, dem Grabe, zu liegen.

Und horch! da flog ein Silberklang
Die dünne Luft dahin.
Sie zittert auf und weht Gesang
An's Ohr der Dulderin.

Der Gesang war eine reine Melodie, wie sie ein Halbengel singt, der nur mit dem einen Fuß auf dieser Erden steht, und die Todesangst über die Hälfte durchgekämpft hat. Sie stimmte recht zu vertraulicher Hingebung, und drückte den muthigen Uebergang in's Geisterleben aus, vermischt mit dem unwillkührlichen, dämmernden Rückgefühl der Vergangenheit.

„Durch Nacht und Nebel schreit' ich hin,
„Den Jammer zum Gesellen.
„Ich, der ich früh entblättert bin,
„Will mir die Gruft bestellen.
„Dies bisgen Leben härmt' ich ab:
„— Wohlan; so höhl ich mir mein Grab!„

„Du Myrthe! hauchst mir Todtenduft;
„Du Mond blinkst deinen Segen;
„Und Grabesstille weht die Luft
„Sanft zitternd mir entgegen.

Wo

„Wo wird die Luft mir sanfter wehn?
„Hier will ich Pilgrim schlafen geh'n;„
Der Sänger schwieg. Er nahm das Grabescheid:
Und unten, horch! rollt Sand an Sand —
Klirrt Erdenklos an Klos.

Agatha, das traute Mägchen, stand am Fenster, so kalt wie Marmor — es war ihr, als würde ihr eigenes Grab gegraben. Der Sänger machte eine Pause mit dem Grabescheid, und fuhr fort:

„Der Mutter Schooß entkroch ich nicht
„Als Blume zum Verwelken.
„Stark! war der Arm — dies Angesicht
„Bluthroth, wie frische Nelken.
„Ein junger Baum voll Frühlingssaft
„War ich in meiner Jugendkraft.

* * *

„Der Arm voll Jugendkraft und Muth
„Sinkt schon entnervt darnieder.
„Verwesung gährt im heißen Blut;
„Und Tod kämpft durch die Glieder.
„Allvater rückt zu seinem Thron
„Durch Nacht und Kampf mich Erdensohn'

Agatha's Ohnmacht verflog in dem Gesang. „Nimm mich mit Athelwold!„ rief sie mit lauter Stimme; denn sie hatte in dem Sänger ihren Athel-

wold erkant. „Zieh mich mit, nach Gottes Thron,„ wiederhohlte sie mit noch stärkerem, hervorgepreßtem Ruf, in dem die Angst die letzte Kraft versammelte. Athelwold vernahm sie; ihm war's Geisterstimme, was er vernahm; doch unterschied er die Stimme seiner Vielgeliebten: Denn es brannte ihm das Herz im Leibe, als sie zu ihm geredet ward. Nieder sank er auf freiem Felde; und über ihm der blaue Himmel, auf dessen reiner Bahn der Vollmond, so stattlich daher schritt, daß sich in seinem Zauberglanz rings herum zwischen den Bäumen des Feldes, und an den Mauern bemooster Thürme, Gestalten bildeten, als wäre das Geisterreich auf unsre Erde gekommen. So lag er auf seinen Knien, und harrte der Lichterscheinung seiner Trauten, die zu ihm geredet hatte; mit einzelnen Lauten dacht' er sie herbei zu locken; und lauschte auf die säuselnde Luft, ob sie ihn nicht ihre Silbertöne brächte. Oft war's, als berührte sie ihn im leisen Hauche der Luft. Aber das Mädchen stand an ihrem Gitter, und bebte; denn sie vernahm nicht die Antwort ihres Geliebten — es schwieg sein Gesang! Da preßte die Angst ihren runden Arm zum Gitter hinaus; in ihrer Hand flatterte ein weißes Tuch, wie die Fahne der Liebe — wie das Zeichen der Noth über der Hütte des Bedrängten. Athelwold sah's — ein flüchtiger Schauer goß sich durch all' seine Nerven. Doch blieb er stark in sich selbst, und in

seiner

seiner Liebe. Kaum verflog die erste Empfindung des Schreckens: so arbeitete sich der kühne Ritter an den losgebrochenen Steinen des morschen Gemäuers so hoch hinauf, als er vermochte. Da stand er nun auf der hervorragenden Pforte des Thurms — unter sich Tod, über sich Geistererscheinung — doch triumphirte seine Seele, als stand' er auf der Leiter zum Himmel. Nun erreichte ihn der bebende Ton seines Mädchens: „Athelwold, bist du's? — Er rang mit ausgestrecktem Arm in die Höhe, als wollt' er sich beflügeln — der Engel des Herrn hielt ihn, daß er nicht stürzte. Bald verstanden sich die Liebenden — Agatha gab dem Jüngling ihre Jammergeschichte. Er schluchzte laut — er bebte — er ergrimmte: alles in einem Nu! Jeden Kampf des Mädchens litt er durch: jede Stärkung, die sie genossen hatte, war seiner Seele gleich einem Lichtstrom, der auf ihn zurückschoß: gedachte sie des wilden Branors, so griff er nach seinem Schwerdt, und knirschte heimlich, daß der Schandbube fern war. Agatha schwieg — der edle Jüngling schwieg auch; denn er glühte, und sein Herz war für Worte zu heiß. Da frug das Mädchen bittend nach dem Gang seines Lebens, von der Zeit an, als sie bei Sonnenuntergang geschieden waren, und er in das heilige Land zog,

Wo tapfre Ritter stritten —
Und Gott mit ihm, und Mannessinn
Und alte deutsche Sitten!

bis auf die schaurig-festliche Nacht, in der sie sich, wie zwei abgeschiedene Geister, begegnet waren. Und der Ritter ermahnte sich, sprach ein leises Wort des Trostes aus einer beklommenen Brust, und erzählte dann in abgebrochenen Reden, „wie „er viel und lang mit den Ungläubigen gekämpft, „und Gott und Agatha im Schlacht- und Krieges-„geräusch mit ihm ausgedauert habe, bis er, über „die Ungerechtigkeit der Ritter und den bösen Sinn „seiner Mitstreiter fast zornig, das rothe Kreuz von „sich geworfen, und nach seinem Vaterland zurück-„gekehrt sey, als ein stiller Ritter da zu leben, und „zu schlafen — er und seine Agatha in Einer Hütte, „und in einem Grab! Und siehe da! ein Blitz-„strahl habe seine Seele getroffen, darum, daß er „nicht wie ein mannhafter Ritter ausgeharrt, und „der Unmuth seine Ritterpflicht niedergedruckt habe. „Boten des Todes wären ihm in der Mitte seines fröli-„chen Zuges nach seiner angestammten Burg, entgegen „gekommen, und hätten ihm verkündet, daß die „schöne Agatha in der Gruft ihrer Väter modere, „und ihre heilige Seele heimgegangen sey. Von „der Stund an wäre seine Kraft verschwunden, als „zehrten böse Geister an ihm; hart sey er am Fie-„ber gelegen, bis zur Raserei der Besessenen: und „weil er auszukriechen vermochte, habe er sich um „Mitternacht zu dem Erbbegräbniß ihrer Ahnen ge-„schlichen, und sein Stündchen da geweint, bis er

„sich heut in süßer Todesahndung dicht an dem „Thurm ein Grab geholt habe, unfern von seinem „Weibe nach dem Geist zu ruhen.„

So sprach Athelwold; und die Jungfrau lauschte noch, als er aufgehört hatte. Sie weinte im Stillen für sich hin, und zur selben Stunde brannt' es dem alten Wiegand auf der Brust, als wären ihre heiße Thränen darauf geträufelt. Nun schlossen die Liebenden einen Bund, sich mit jeder Nacht zu finden, — er auf seiner Pforte, sie an ihrem Gitter — wenn die Mönche des nahen Klosters den ersten Zug an der mitternächtlichen Glocke thäten; und als Athelwold den Morgen sah, stieg er herab, und wankte halb sinnlos heim; denn seine Kraft verließ ihn, da er das Mädchen nicht mehr hörte.

Und er gieng mit sich selbst zu Rath, wie er die Jungfrau aus ihrem Thurm erlösen, und in sein keusches Bette heimführen möchte. So schrieb er dann rings umher an seine Freunde, und Verbündete, daß sie binnen acht Tagen auf seinem Schlosse, mit ihren rüstigen Knechten, sich sammeln möchten, ein edles Werk zu bestehen, Gott, der heiligen Jungfrau, und der Brudertreu zu Ehren. Mit jeder Nacht aber that er seine Wallfahrt zum Thurm; kniete unter ihrem Fensterchen auf der harten Erde; griff sein Saitenspiel und sang, und sang in ver-

traulichen Bildern, den Lieblingsbildern ihrer Schwärmereien voll Einfalt, und Natur. Licht war ihnen Geisterkraft, und Geisterwelt, den es traf ihr Auge so lieblich, als wär' es der nächste Ausfluß vom Urquell der Dinge. Sonn' und Mond; König des Tages, und Königin der Nacht — Gold und Silber: ihr ähnlichstes Bild in der Körperwelt. Himmelblau, die Lichtregion: feiner geistiger Aether in unbefleckter Reinheit. Wolkengrau, Finsterniß, Nacht: Bild der Verkörperung, des Schmerzens, des Todes! Dies war die Sprache der Liebenden, womit sie oft die Natur umfaßten, und sich an ihrer Brust wiegten, als ihre treusten Kinder. So fühlten sie den Aufgang der Sonne aus dem bläulichen Meere; so ihren Niedergang am Fuß des schattenreichen Hügels; und wandelten sie in einer sternhellen Nacht den einsamen Pfad ihres Tannenwäldchens auf und ab; so wandelten sie in stillem Schauder, gleich als unter den Geistern der Väter, die mit ihrem Goldauge aus reinen Gefilden zur Erde hernieder blickten. Athelwold hatte die Sprache von seinem trauten Freunde geerbt, der in seinen Wäldern als ein frommer Einsiedler entschlafen war, und theilte sie mit seinem Mädchen, damit er voll kindlichen Sinnes über Gott, Tod und Auferstehung mit ihr reden könnte. Athelwold sang:

Wach auf, du Mondgesicht! und strahl'
Mir Wandrer in die Seele.
Rings fei'rt die Nacht ihr Todtenmahl! —
Aus dumpfer Wolkenkehle
Steigt ihrer Söhne Rundgesang,
Wie nachgehallter Glockenklang.

* * *

Durchbrich die Nacht, du Silberkind
Aus Sonnengold geflossen!
So viel um dich der Wolken sind:
Du bleibst in Licht verschlossen.
Mit Himmelsklarheit umgethan,
Durchkämpfst du deine Nebelbahn!

* * *

Der Menschen Lichter sterben nur,
Aus Erdenstoff geronnen.
Kein Tod umfaßt dich Lichtnatur,
Dich Abglanz reiner Sonnen.
Wo ist der Wind, in Gift getaucht,
Der deine Leuchte niederhaucht?

* * *

Im Nebel badest du dein Haar
Und birgst dein Haupt in Stürme.
Den Sturm durchheult die Geisterschaar:
Durch grau bemoßte Thürme
Hallt schon das Siegeslied der Nacht
Dem Sturz des Lichtes nachgelacht.

* * *

Und aus des Dunkels Schooß hervor
Wird Tag und Leben blinken.
Dein Gott gebeut dem Eisenthor,
Daß seine Flügel sinken.
Nur Kerker ist das Wolkengrau
Für lichtes Gold auf Himmelblau.

* * *

Wohl verstand Agatha seinen Sinn. Sie, die fromme unbefleckte Seele in ihrem reinen Lichtkreis von Gottes Lebenskraft umfangen; und nun das weibliche sanfte Herz unter der Presse böser Menschen; war sie nicht hell, und still, wie der Mond — selbst unter dem Wolkendruck, mit unversiegbaren Strahl von dem Könige des Tages beschwängert? War sie nicht ihrer Erlösung gewiß, obschon ihr Widersacher frolockte? Wohl war ihr die Erlösung gewiß: Athelwold! dein Gesang nahm höhere Deutung; Prophetengeist ruhte auf dir, ohne daß du's fühltest!

Sieben Nächte that der liebende Jüngling seine heimliche Wallfahrt; und kam er an den Thurm, so sang er die fünf Reime, den fünf Wunden Christi zu Lob. Das Mädchen horchte; und weinte sich satt; und hohlte sich Stärkung aus den Thränen, und dem Liede. Schwieg der Geliebte; so gab sie

ihm das Zeichen mit dem weißen Tuch. Der Jüngling warf einen Kuß nach ihrem blanken Arm, und freute sich des Zeichens, daß sie noch lebte. Dann schlich er sich auf den Heimweg; denn seinem Harfenspiel lauschten Wiegands Knechte mit gespitztem Ohr: doch kannten sie ihn nicht; und faßten nicht den Sinn seiner Worte.

Und es geschah am achten Tage seiner Wallfahrten, daß sich die edlen Ritter, seine Freunde und Mahlbrüder, auf seinem Schlosse versammleten, wie er ihnen geschrieben hatte. Und sie beschlossen, am nächsten Morgen die Tochter Wiegands zu retten mit dem Schwerdt in der Hand. Darum schickte der Ritter dem bösen Graukopf einen Fehdebrief. „Gib deine Tochter heraus, denn sie ist mein Weib „vor Gott; oder ich heische sie vor deiner Burg „mit gewapnetem Arm. Und so wahr ich Ritter „Athelwold bin! ich erkämpfe sie mit Blut. Was „ du thust das falle auf deinen Kopf.„ So schrieb der kühne Jüngling; und er brannte, seine Agatha zu haben, oder Kampf. Doch hielt er's dem Mädchen verborgen, was seine Seele geschworen hatte.

Aber der alte Wiegand ergrimmte ob des Briefes; und lachte laut in seinem Zorn. Wer ihn sah, der schwur bei sich selbst, daß der Geist der

Fin-

Finsterniß in seinem verzerrten Antlitz gemahlt sey; und daß er dies Lachen in der Hölle gelernt habe. Er fluchte seiner Tochter, denn sie habe ein Bündniß wider ihn gemacht. Er bebte vor dem morgenden Tage; denn er kannte Ritter Adelwolds Stärke, und hatte die Thaten seines Schwerdts gesehen. „Finde sie todt!„ rief der Wüthrich „ so „trage sie heim in dein Bette. Drücke sie todt in „deinen Arm; dann opfre meine Burg deiner macht„losen Rache! Mir eckelt das Leben; böse Geister „packen mich um Mitternacht auf meinem durchge„wühlten Lager. Könnt' ein Todter lachen; ich spot„tete deiner unter den Trümmern meines veralteten „Schlosses.„ Und als die Nacht herabstieg; rief er seinen Knechten, und begab sich auf den Thurm zu seiner Tochter. Stumm trat er in die Thüre: wilden Blickes gebot er seinen Knechten, sie zu binden. Dem Opferlamm entfiel der Bissen Brod, an dem sie unter Thränen genagt hatte. Sie stammelte: „Mein Vater!„ er donnerte heraus: „dein „Richter!„ und die Knechte murmelten: Ihr „Henker!„ Doch faßten sie das Mädchen unter den nervigten Arm, ob ihnen schon das Herz schlug; und trugen sie die Wendel-Treppe herunter. Wiegand führte den Zug; und die Blitze kreuzten vor ihm her, daß er keiner Leuchte bedurfte. Dunkelroth schwangen sie sich durch das Dunkel der Bäume; denn der schaurige Zug gieng nach dem an-

grenzenden Walde, dem Golgatha dieser Blutzeugin Christi. In der Mitte desselben pflanzte der Wüthrich ein Kreuz in die Erde. „Ich will dich vermählen! — „Mit meinem himmlischen Bräutigam, sprach der ruhige Mund des Gotterfüllten Mädchens. Keine Lippe zitterte ihr, weder im Angstgefühl, noch in leiserer Sehnsucht nach Leben. Der erste Schritt auf diese Stäte des Todes hatte Muth in ihre Seele gegossen — sie war ihren Tod schon gestorben! doch bog sie ihre Knie vor dem Vater, und flehte mit ringender Hand, keine Blutschuld auf seine grauen Haare zu sammlen. Wiegand riß sie nach dem Kreuz. „Schau weg, meine Mutter, „ lispelte die Fromme, „Herr Jesu! tilg' meine Sünden!„ rief sie mit lautem Geschrei; und Wiegands Knecht zog sie das Kreuz herauf, und nagelte sie fest. Der Alte stürzte auf sein Roß — selbst Er mußte den Blick von der Sterbenden wenden. Der blutige Zug kehrte heim.

Und als die Mitternacht ihren schwarzen Mantel über die Welt breitete: stand Athelwold vor dem Thurm, und spielte und sang, nach seiner Gewohnheit. Das Saitenspiel gieng rascher, und die Weise des Liedes so fröhlich; denn er dachte sich den kommenden Morgen, als den Morgen der Erlösung. Wohl harrte er nun des lieblichen Armes im eisernen

Gitter;

Gitter; und das Zeichen kam nicht! Da faßte sein Herz eine schreckliche Ahndung. Im Sturm seiner Seele durchstrich er die Felder; und kam an den Wald; und zur Ståte des Todes. Der Mond schien blaß durch die halb abgetheilten Regenwolken herab. Das goldne Gewand *) der leidenden Agatha schimmerte ihm entgegen. Er erkannte das Mädchen, und zählte sie unter die Todten. Da durchfloß seinen Geist ein Lichtstrahl des Himmels. Er konnte nicht stürmen — sein Gefühl war nicht sein! Nieder sank er am Fuße des Kreuzes; und stimmte sein Lied, den Schwanengesang der Erlösung! Wohl vernahm ihn die Heilige; denn noch hatte sie nicht ausgerungen. „Mir nach!„ rief sie vom Kreuz; „dort oben seh'n wir uns wieder:„ Und abermal: „laß dein Schwerdt in der Scheide; sonst fordr' ich „das Blut meines Vaters von dir!„ Im letzten Kampf warf ihm die Sterbende ihren goldnen Pantoffel zu. „Nimm hin! Er sey dir Gedächtniß, „mit Jesu zu dulden, wie ich!„ Sie verschied.

Der

*) Das Bildniß der heiligen Agatha in der Hauptkirche zu Neiße ist mit einem ganz goldenen Gewand bekleidet. Selbst der Pantoffel ist golden. Hin und her sticht etwas Silber durch; dieser Umstand führte mich auf die Sonnen-Mond- und Gold-Ideen, die ich in Athelwolds Gesang verwebte.

Der neblichte Morgen erschien. Noch lag Ritter Athelwold unter dem Kreuze. Der Rest seines Lebens war nichts als ein kochender Traum; So traf ihn der ehrwürdige Zug benachbarter Mönche, die sich aufgemacht hatten, die Felder ihrer Brüder zu weihen. Segnend nahmen ihn die heiligen Väter in die Mitte; und den Leichnam der Ueberwinderin vom Kreuz. Athelwold zog in ihr Kloster; und ward ein göttlicher Mann nach dem Bundeswort seiner Verklärten. Er bekannte sich zur Regel des heilig. Benedikts; und kreuzigte sein Fleisch durch Armuth, Gehorsam, und Keuschheit. In der engen Zelle saß der gewaltige Kämpfer; und rang mit Heldenglauben, und heißen Thränen nach dem Himmel. Oft stieg die Verklärte zu seinen Träumen herab. Er starb einen langen Tod; denn er litt, bis seine Haare grau wurden. Und als die Stunde seiner Auflösung schlug: umschimmerte ihn an der Schwelle des Hoch-Altars ein Glanzbild. „Mir nach!„ rief eine Stimme. Tod sank er nieder.

Und die heilige Kirche baute der gekreuzigten Agatha ein Denkmal der Liebe. Da sammeln sich fromme Dulderinnen, und weinen ihren Schmerz aus. Darum heißt ihr Altar, der Altar der Kümmerniß. Ich habe ihn gesehen; und gestärkt für die Leiden dieser Welt, gieng ich von dannen.

Ihr nach! meine Schwestern. Es ist gut bei ihr wohnen.

— Und lacht wo ein Verruchter seines Gottes: so frag' er nach dem Ende des grauköpfigten Sünders, der seine Tochter gemordet hat. Mir schaudert es, seiner zu gedenken.

II.

Die Wunder-Nächte.

Noch schlummerte die Sonne. Die Göttin des Morgens küßte mit ihren rosigen Lippen die dämmernde Gegend noch. Purpurn und Grün tanzte die leichte Luft auf den Säumen des fernen Kieſernbusches umher. Hier und da erhob sich eine singende Lerche. Heimlich tönte aus dem nahen Dorfe die Morgenglocke, und hervor in ihrer Herrlichkeit wandelte die Sonne, der Spiegel ihres Schöpfers. Langsam ritt ich die dampfenden Kornfelder entlang. Blühend schwammen die Hügel, die Saat und der Wald im Schimmer der Morgensonne; überall glitt mit den geblendeten Augen ihr Bild, wie das Bild der Geliebten. Flügel! o Flügel her, hätt' ich mit Emmas Haining ausrufen wollen!

Weit schon hinter mir dampfte die Hauptstadt. Vergessen schlummerte Themis unter den bestäubten Akten im Winkel meines einsamen Junggesellenkämmerleins. Losgewunden von den Banden lä-

sternder Kränzchens flog ich in bie Arme meiner guten Jenny. Vielleicht stand sie schon meiner harrend auf der Gallerie des Sommerhäuschens und hielt die weißen Hände über die sprechenden Augen.

Meiner Jenny Vater ist Pächter zu P*** den Benediktinerinnen zu Liegnitz gehörig; er und mein verewigter Vater waren herzliche Freunde, und dieß brachte mir an seiner Hausthüre immer freundliche Gesichter und offene Arme entgegen.

Lange schon war seine Jette roth geworden, wenn ich sie überraschte; oft schon hatte er sie scherzhaft ausgescholten, daß sie Gäste zu bewirthen immer ungeschickter würde. Lange schon hatte ich den Lippen seiner Jette das süße: Ich liebe dich! entküßt, aber kein Gedanke davon stahl sich unter seine hausväterliche Nachtmütze und wahrlich ich wünschte dieß nicht; denn gewiß ich hätte nie mehr seine Patriarchalische Wohnung betreten dürfen, wo Fröhlichkeit und Ruhe wie die Hausschwalben sich eingenistet hatten. Noch verschrieb ich meine Federn für Ehre und finstre Gesichter, noch war unter all meinen hohen Luftschlössern dieß das höchste — mein eignes Brod zu schneiden. Kaum durfte ich in des ehrlichen Pächters wohlberechnetes Facit nicht mit einer solchen Nulle pfuschen. Meine Jenny hatte keine Mutter mehr, deren Argusaugen unsre

Taschen-

Taschenspielerkünste mit Briefen und Händedrücken hätte belauschen können — und unser Verständniß blieb geheim.

Schon eine halbe Stunde vor seinem blühenden Dörfchen kam mir das gute Väterchen am Arm seiner lieben Tochter entgegen. Ich stieg vom Pferde und wir schlenderten singend und scherzend dem Dörfchen zu. Doch leuchtete deutlich durch Jennys Freude, mich wiederzusehen, eine mir an ihr ganz fremde Unbehaglichkeit hervor; ein ängstliches Aufgreifen jeder Gelegenheit mir etwas zu verstehn zu geben. Aber entweder sieht die Liebe nicht so hell, wie uns autoritätische Romane belehren wollen, oder ich war so zerstreut, daß ich all ihren Winken und Zeichen nichts absehen konnte.

Schon wurden die Kühe zurückgetrieben in die dampfenden Ställe und die Mägde liefen geschäftig mit ihren Melkschemmeln und Schäffen umher; die Sonnenuhr am Hofthore zeugte auf Zwölfe, als wir müde und hungernd im Schatten des alten romantischen Pächterhauses anlangten.

Ein ländlich kleines Mahl, sokratisch
mit ächtem Scherz und Wein gewürzt,
sah uns entgegen aromatisch,
bedient von Nimpfen hochgeschürzt. —

Während der Alte und ich in seiner Lieblingslaube am Schwanenwayer, bei einer Tasse Kaffe, dem heiligen Orakeltrank, Krieg und Frieden mit weiser Hand vertheilten und die Hauptfiguranten der Zeitungsblätter mit dem Kranze unsers Beifalls, oder dem Anathema unsers Tadels musterten, mit einem Worte, während wir kannegiesserten, hatte sich Jenny verlohren. Schon hatte Papachen seine zweite Pfeife ausgeklopft, als sie mit weiblicher Arbeit wiederkam.

„Lieber S*!„ sprach sie zu mir: „Sie werden viel Freude haben: unser liebes Nest im Haselstrauche bey den Bienenstöcken ist indeß bevölkert worden! Sie müssen auch die allerliebsten Vögleins besuchen!„

„Gern, gern!„ rief ich aufspringend, „Jetzt gleich!„ und flog davon.

Mit Freuden ergriff ich diese Gelegenheit allein zu seyn, um über Jennys Betragen nachzugrübeln, das mich immer mehr und mehr befremdete.

Voll Gedanken gieng ich nach dem Haselstrauch an den Bienenstöcken; weil — sie mir diesen Weg vorgeschrieben hatte. Die kleine Brut zirpte mir laut entgegen. Ich bog die verschlungenen Aeste auseinander und fand im Nestchen — einen Zettel

von

von meiner Jenny, halb mit Dinte, halb mit Bleistift geschrieben:

Lieber Ludwig,

Wundre dich nicht, daß ich dir durch ein Briefchen sage, was ich sonst so gern in deinen Armen ausplauderte. — Wir müssen uns sehr vor Lauschern hüten! — Eine alte Tante ißt meines lieben Vaters Gnadenbrodt. Zum Dank macht sie seinen Merkür — und du kannst dir das Uebrige hinzudenken. Mein Vater vertraut zu viel auf mich, um ihr ganz Gehör zu geben: Aber einer deiner Briefe hat sie aufgestört. — Sey auf deiner Huth Ludwig! — Diesen Zettel muß ich halb im Gehen schreiben. Sicher können wir uns nirgend sprechen. Ludwig! im letzten Viertel auf Mitternacht erwarte mich auf dem Kirchhofe beim Beinhause. Ewig deine Jenny.

Nun ward mir leichter. Unbefangen kam ich in die Laube zurück, und freute mich so sehr über das, was ich im Neste gefunden hatte, daß mir Jenny immer winken mußte, mich nicht zu verrathen. Wir sangen, erzählten und lasen; es war der zweite Theil von Graf Donamar, wo ihm Franziska die mistische Bedeutung der Blumen erklärt. Der Alte wollte das Alles als Schwärmerei verwerfen. Guter Vater! was wär unser Bischen Leben —

ohne Schwärmerei. Aus Wünschen und Hoffen weben die drei Schwestern des Lebens zarten Faden; er reißt, und in schönen Träumen einer Blütenzukunft finden sich die getrennten Ende wieder zusammen. Laß uns nur die Würklichkeit und verarmt stehen wir da, von der Evemeriede nicht zu beneiden, deren Wiege und Grab die Sonne eines Abends beleuchtet.

Jenny, die unter ihres Vaters Predigt sich fortgeschlichen hatte, kam nun wieder und drückte mir eine Spätrose in die Haud. „Was fehlte Francisken?„ frug sie leise. Die Rose fehlt! die Rose! und was im Himmel und auf Erden ist vollkommen ohne die Rose!

Schon flüsterten die Abendlüftchen kühler durch die Laube. Die Herden läuteten am Gartenzaume vorüber. Aus den Ställen schallte schon das Lied der melkenden Dirnen. Vom kleinem Thurme der Dorfkirche tönte die Abendglocke und die Sonne schied traurend vom heitern Himmel, wie ein sterbender Hausvater von seiner guten Familie: sein letzter Blick ist ein Seegen auf sie.

Gerührt und schweigend verließen wir den Garten. Vater und Tochter giengen in der Wirthschaft nachsehen. Ich blieb allein im düstern Zimmer. Das Abendroth ward immer bleicher und

bleicher im Wiederschein an der grauen Wand. Die Wanduhr pickte ihren phlegmatischen Schlag. Ein Heimchen zirpte im Kamien. Ueberwältigt von Gefühlen der Vergänglichkeit saß ich im weiten Lehnstuhl und sang meines Kosegartens Schwanenlied.—

Sie kamen wieder. Wir assen zu Abend, aber sprachen wenig. Der Alte hatte vermuthlich Verdrießlichkeiten in der Wirthschaft gehabt, und Jenny und ich waren mit unsern Gedanken auf dem Kirchhofe. Bald wurde abgedeckt und jedes gieng nach einem kurzen: Gute Nacht! in sein Schlafgemach.

Erst war es zehn Uhr. Langsame, langsame Zeit! Um allen Verdacht zu vermeiden, löschte ich mein Licht aus; und warf mich, die Schläge meiner Uhr zählend, aufs Lager. Es schlug eilf. Schon um halb zwölfe war ich auf dem bestimmten Orte. Zur Treppe wagte ich mich nicht hinab. An meinem Fenster ragte aus dem Garten ein starker Fliederstrauch empor: an ihm schwang ich mich hinab, sprang über den Zaun und dem Gottesacker zu.

Der Mond Gottes hieng Gedankenvoll am Himmel.

Vom Winde geweht, tanzten zerrissne Wolken ihn vorüber. Offen war die Pforte des Gottesackers. Die heiligen Linden nickten freundlich

über

über die Mauer. Ich trat furchtlos hinein. Es war einer von jenen heimlichen Gottesäckern, auf denen man so gern ausschlafen möchte. Hier und da rauschten Todtenkränze an den sinkenden Kreuzen. Ueber den verfallenen Gräbern wucherte die Nessel, und wilder Hopfen ringelte sich an den Lindenstämmen hinan, die dem steinernen Krucifix einen duftenden Tabernackel woben. Der Mond spiegelte sich in den kleinen Fenstern der Kirche, welche die großen Ritter auf ihren bemoosten Grabsteinen zu bewachen schienen. Im Schatten der Kirche stand das Beinhaus; durch seine morschen Gitter blinkten die weißen Gebeine. Ueber der Thüre stand Freund Hain mit seiner Sense, darunter die Worte: Heute mir, Morgen dir! Darneben, im Blinde der Mauer lehnte Baare und Grabscheid. Schlaft wohl ihr Schläfer im Lindenschatten! Thau und Regen fallen auf eure Hügel! Sie grünen! Hoffe, hoffe, du Dulder! Thau und Regen werden fallen und dein Hügel grünen! —

Von fern rauschte es über die Gräber. Der Mond war in Wolken verhüllt; aber ich sah' ihr weißes Gewand. Jenny! Jenny! rief ich und breitete ihr meine Arme entgegen. Aber leicht und luftig bebte die Gestalt zurück.

Auf

Auf dem Grabe keimt ein Kraut
und gedeiht von Zähren;
wächst und blüht zum Kranz der Braut
an dem Tag der Ehren:
Wachse, grün' und blühe! —

So lispelte halb Seufzer, halb Melodie eine Stimme zu mir herüber. Ein Mondstrahl glitt durch die Zweige. An einem Stamme schwebte die Gestalt, bleich und hager, einen Kranz von Wermuth in den fliegenden Haaren, ihre Hände voll Blut. Ich schauderte zusammen und dunkel war's wieder um mich her. Aus der Ferne immer schwächer und schwächer tönte die Todtenstimme:

Tummle dich du schöne Braut
in die Hochzeitkammer!
Wachs' und grün du liebes Kraut,
blüh von Thrän' und Jammer!
Wachse, grün' und blühe! —

Es schlug zwölfe und ein Hahn krähte im nächsten Bauerhofe; dem Aberglauben wird dann leichter, aber mir wurde bänger: Jenny kam nicht.

Sie kömmt noch! lispelte die Hoffnung und ich drückte mich fest in den Winkel der Mauer. Alles war still um mich her. Der Mond glitt' über den Thurm; die Uhr wies auf ein Viertel. Meine Zähne klapperten vor Frost. Sie kömmt nicht! rief

ich unwillig, tappte an der Mauer fort und eilte nach Hause. Durch den Garten in mein Fenster zu kommen, wie ich herunter kam, war unmöglich. Wie ein Dieb schlich ich in den Hof. Zu meinem Erstaunen war die Hausthüre offen und in des Alten Stube Licht. Die Hunde bellten; aber Niemand lies sich blicken, und unbemerkt kam ich in meine Kammer. Umsonst wälzte ich mich auf meinem Lager, nur halb entkleidet umher; umsonst erstickte ich gewaltsam jeden aufkeimenden Gedanken; umsonst versuchte ich das Arcanum meiner seeligen Großmutter und betete ein andächtiges Requiem aeternam für die Abgeschiedenen. Kein wohlthätiger Schlummer besuchte meine Augenlieder. Unwillig sprang ich endlich wieder auf und gieng ans Fenster. Der Mond war nah' am Untergange. Lieblich blinkten die Sterne. Das Wasser rauschte im Ständer am Schwanenwayer. Eine Nachtigall sang in den Blütenbäumen. Meine Gedanken strömten nun nicht mehr so wild, sie liessen sich wieder haschen. Mein Herz schlug ruhiger.

Jenny, Jenny! warum hast du meine Liebe getäuscht! mit finstern Farben mahlte meine Phantasie die Ursachen ihres Ausbleibens; am Ende machte ich mir selbst die bittersten Vorwürfe, daß ich nicht länger ihrer gewartet hatte.

Ein nahes Geräusch weckte mich aus meinen Träumereien. Ich hörte einige männliche Stimmen und die Hinterthüre des Gartens öffnen. Die Stimmen kamen näher und ich unterschied im Mondenlichte vier Männer, die ein Mädchen gewaltsam fortschleppten. Das Mädchen winselte unverständliche Klagen und die Männer sprachen untereinander:

1. Mann. Gut, daß wir sie fanden die Nachtwandlerin!

2. Mann. Sagt' euch ja bald, wo der Mondscheinvogel zu finden wäre!

3. Mann. Wär uns dennoch bald über die Mauer entwischt!

4. Mann. Wenn ich ihr nicht einen so derben Schlag gab, daß sie niedersank!

1. Mann. Nun soll sie uns nicht mehr entkommen!

2. Mann. Wollen sie itzt doppelt anbinden!

3. Mann. Und die eisernen Laden verriegeln! —

4. Mann. Daß sie nicht wieder den Luftsprung wagt! — —

So sprachen die Männer im Vorüberwandern, und rissen und zerrten henkermäßig das wimmernde Mädchen. Ich hörte wieder eine Thüre öffnen und

einen

einen dumpfen Tumult im Hause. Schnell sprang ich an die Thüre, aber sie war verschlossen. Alles blieb still, und ich kam von meinem Wahne, daß die vier Männer Räuber wären, zurück. Entkräftet von Kälte und Angst warf' ich mich aufs Lager und schlief ein in unruhige Träume. Der erste Sonnenstrahl fand mich wach. Mein erstes war, nach der Thüre zu sehen. In dem Schrecken der Nacht vergaß ich daß ich sie selbst von Innen verschlossen hatte; der Schlüssel war durch mein Rütteln herabgefallen. Schon hörte ich das emsige Hausgesinde auf dem Flur umhertappen, zog mich vollends an und gieng meinem Wirthe einen guten Morgen zu wünschen, voll Neugierde über die Geschichte der vergangenen Nacht Licht zu erhalten. Er saß schon im Lehnstuhl mit seinem Morgenpfeifchen; Jenny neben ihm mit Einschenken beschäftiget. Ein leichtes Kopfnicken, ohne mich anzusehen, war ihr ganzer Dank. Umsonst schickte ich meine Augen auf Kundschaft aus; der Vater war ruhig und freundlich wie gewöhnlich, Jenny stumm und gespannt. Zehnmal schwebte die Frage: Was war das diese Nacht? auf meinen Lippen, aber die Schaam neugierig zu scheinen und Jenny's Kälte drängten sie immer wieder zurück.

Sie weilen doch noch recht lange bei uns? frug der Vater.

Morgen mit dem Frühsten muß ich fort! antwortete ich schnell, meine Augen fest auf dem Gesichte des Mädchens; aber es blieb unverändert.

Wollen Sie mit mir aufs Feld, oder wollen Sie das Haus hüten mit meiner Tochter? so frug der Alte weiter, als er vergebens mich zu einem Aufschube zu bewegen, versucht hatte, und stand auf. Jenny sah mich an.

Ich will auf die Jagd! fuhr ich auf, und dies war zu meiner Stimmung wahrlich das passendste.

Jenny seufzte. Der Alte langte mir kopfschüttelnd eine Büchse von der Wand, und ich stürmte fort.

Auf dem Felde war mir's zu licht; ich rennte in den Wald und schoß gefühllos das arme Vöglein mitten in seinem Liede herab, weil ich kein Wild fand und morden mußte. Junge Bäumchen und Blumen zertrat ich muthwillig wie Unkraut und riß tobend Laub und Aeste um mich her. Jenny, Jenny! warum hast du meine Liebe getäuscht!

Ohne an den Rückweg zu denken, verlohr ich mich immer tiefer und tiefer im Walde. Mir war, als wenn auf seinen Wipfeln meine Seele sich in Ruhe wiegte. Ich sank an einer Eiche nieder; die

Bäume rauschten so friedlich, eine Nachtigall sang mir mein Wiegenlied und der gewaltsam verdrängte nächtliche Schlaf suchte erquickend meinen zerrütteten Körper heim. Schon war die Sonne wieder nah am Untergange, als ich erwachte; sie röthete nur noch die höchsten Kiefernwipfel. Mühsam fand ich mich nach Hause; zeitiger ward es Nacht; finstre Wolken thürmten sich gegen Niedergang. Als ich ankam, traf ich sie schon über dem Abendessen. Drohend hob mir der Alte den Finger entgegen. Jenny war stumm und gespannt wie den Morgen; ihre Augen schienen mir rothgeweint. Unsre Unterhaltung gerieth wieder sehr trocken. Ich suchte auf die Geschichte der Nacht einzulenken; dies gab dem Alten Gelegenheit über Gespenstererscheinungen zu sprechen, die er mit Ausnahmen einräumte. Ich war nicht aufgelegt zu wiedersprechen und er kramte zur Bestätigung seiner Behauptung zwei Geschichten aus, für deren Aechtheit er sich auf die Autorität seiner Eltern und Ureltern begründete.

Eh mein Urvater, hub er an, sich verheurathet hatte, wahlfahrtete er als Pilger nach Rom, sich den Seegen des heiligen Vaters zu holen. Im Pilgerhospital zu Padua ward ihm eine Zelle im höchsten Stockwerke angewiesen, ganz abgesondert

von den andern. Schon war es Abend, als er ankam; der Vorsteher brachte ihm seine Mahlzeit auf die Zelle, wünschte ihm bedeutend eine gute Nacht und schloß die Thüre von außen zu.

Im Zellchen stand nichts, als ein Bett, ein Sessel und ein Tisch; ein Kaminfeuer leuchtete zu seinem Mahle. Schon war eilf vorüber, als er gesättiget seine Tageszeiten vollenden wollte. Er suchte sein Brevier hervor und zündete am Kaminfeuer den Wachsstock an. Noch blätterte er suchend im Brevier, als der Wachsstock vom Kaminrande, auf den er ihn gesetzt hatte, herabflog; er sah sich um: Nichts war zu erblicken. Verwundert, aber unerschrocken, zündete er ihn von neuem wieder an; aber kaum fieng er an zu lesen, so flog er zum zweitenmale herab, und ein gräßliches Lachen sauste durch die Zelle. Noch immer ruhig rückte der Pilger seinen Sessel ans Feuer, um bei seinem Scheine fortzulesen; da schlug's ihm das Brevier aus der Hand und den Sessel unter ihm weg; er fiel betäubt zu Boden und das gräßliche Lachen fuhr über ihn weg.

Mühsam raffte er sich zusammen und kniete das Brevier fest in den Händen ans Kamin; kalt wehte es um ihn her; er sah es deutlich im Feuer blasen: Die Flamme schlug dreimal kämpfend empor und verlosch.

Das Brevier fiel ihm aus der Hand, und das gräßliche Lachen pfiff wie ein Wirbelwind um ihn her. Ein heftiger Durst sengte des Pilgers Lippen, er tappte nach seiner Kürbisflasche; aber im Augenblick, als er sie ansetzte, flog sie ihm vom lechzenden Munde und das gräßliche Lachen sauste wieder die Zelle hinab und hinauf. In innbrünstigen Gebeten empfahl sich der geängstete Pilger seinem guten Engel, zeichnete sich mit dem heiligen Kreuz und stieg ins Bette. Kaum hatte er die Decke heraufgezogen, als sie ihm husch vom Leibe, und das Kissen husch unter seinem Haupte hervor flog. Er bebete fort; das Bette schlug um und das Lachen sauste gräßlicher umher. Zitternd vor Frost und Angst kroch er nach den zerstreuten Betten umher; aber immer so oft er eines ertappte, entriß es ihm wieder aus den starren festgeklammerten Händen.

Kraftlos blieb er endlich in einem Winkel der Zelle liegen. Der Hahn krähte; das Lachen verlohr sich in ein schreckliches Winseln und verstummte. Der erste Tagesstrahl fiel in die Zelle; Bette, Brevier und Kleider lagen umher, aber die Kürbisflasche war fort. Den langen Gang herauf schallte der Fußtritt des kommenden Vorstehers. Erbleichend fuhr er in der geöfneten Thüre zurück, als er den Pilger entstellt und bebend im Winkel fand, wo er zusammengesunken war; fast auf den Knien

be-

beschwor er ihn: Nichts von dieser Nacht irgendwo zu erwähnen, weil er sonst gewiß seines Amtes entsetzt würde. Schon seit undenklichen Zeiten sey es ungeheuer in dieser Zelle; Niemand wisse eigentlich zu bestimmen: Warum? und: Seit wann? Vermutlich rang hier ein Menschenhasser sein giftiges Leben aus, und nahm seinen Groll mit hinüber, daß er auch jetzt noch seine Brüder peiniget. Versiegelt von der geistlichen Obrigkeit ward diese Zelle.

„Meine Vorgänger wagten sich nur beladen mit Reliquien in dieses Stockwerk und giengen die bezeichnete Thüre kreuzigend vorüber. Ich bin ein Teutscher und frei von Furcht; längst hätte ich selbst schon hier geschlafen, wenn die Pflichten meines Amtes es erlaubten. In euch erkannte ich einen Landsmann. Dem Frommen vermag kein böser Geist ein Härchen am Haupte zu krümmen! Keine Zelle war leer; ich wagte auf meinen Unglauben euch in diese zu legen. — Mann Gottes! könnt ihr mir vergeben, wenn ich euch bei unserm Heilande gelobe, nimmer wieder zu freveln!„

Verzeihend reichte der Pilger dem Vorsteher die Hand und schied von danen. Am Pförtchen des Hospitals hieng seine Kürbisflasche unversehrt; schaudernd ergriff er sie und zerschmetterte sie am Boden.

Langsamer setzte er seinen Stab weiter; seine Füsse trugen ihn nur bis Verona; da verliessen ihn seine Kräfte. Der Schreck hatte seine Nerven so zerrüttet, daß er in ein hitziges Fieber verfiel und im dortigen Krankenhause zusprechen mußte. Mit offnen Armen ward er empfangen. Ein reinliches Bettchen nahm ihn auf, und sorgsam spähten die frommen Wärter nach seinem Befinden. Gegen Abend kam der Prior zu ihm, ein ehrwürdiger Greis.

„Mein Sohn! sprach er, die Sorge für deine Gesundheit und meine Pflicht legen mir auf, dich auf etwas vorzubereiten, was dir sonst viel Angst verursachen könnte. Erschrick nicht, wenn um Mitternacht eine geistige Gestalt dich besuchet. Einer meiner Vorfahren, vor fast hundert Jahren, versäumte die Krankenpflege seinem treuen Gelübde zuwider. Nun muß er zur Genugthuung des Nachts seine Ruhe verlassen, seine vernachläßigten Pflichten zu erfüllen. Fürchte nichts! Gott sey mit dir!„ Er segnete den kranken Pilger und überließ ihn seinen Gedanken. Eine Stunde schneckte langsam nach der andern vorüber; Nah war es um Mitternacht, aber die Erwartung drängte den leisesten Schlummer von seinem Lager.

In der Runde herum standen die Betten, alle mit grünen Vorhängen umhüllet; gegenüber in einer

Art

Art von Kapelle stand der Altar, wo täglich Messe gelesen wurde. Von der Kuppel herab hieng die geweihte Ampel und erleuchtete das Heiligthum. Rechts nahe am Altar war die Sakristey. Alles war still, als schwebte der Todesengel über den Krankenlagern. Unverwandt heftete der Pilger seine Augen auf den Altar. Mit dem ersten Glockenschlage Zwölf kam eine weiße, lange Gestalt aus der Sakristey, bog langsam die Knie vor dem Altar und gieng zu dem ersten Bette. Nach wenig Augenblicken kam sie hervor und gieng ans zweite; und so immer näher an das Bette des Pilgers. Er konnte vor den Vorhängen nicht sehen, was die Gestalt bei den Kranken begann; je näher sie kam; je enger zog sich seine Brust, immer leiser athmend zusammen. Schon war sie bei seinem Nachbar. Nun rauschten die Vorhänge seines Bettes; mit geschlossenen Augen krümmte er sich zusammen; Ein leises Lispeln, wie Beten, hörte er nah an seinem Ohre und fühlte, daß es seine Decke sanft emporzog und die Kopfküssen aufklopfte. Als er die Augen wieder zu öffnen wagte, trat schon die Gestalt vom letzten Bette, verbeugte sich wieder vor dem Altar und verschwand in die Sakristey. Ruhig schlief er nun ein. Die funfzehn Nächte, die ihn seine Krankheit im Hospital zu verweilen zwang, geschah dasselbe, daß er mit der gutmüthigen Erscheinung vertrauter, sich nicht mehr aus seinem Schlafe stören ließ.

Rüsti-

Rüstiger, die guten Krankenpfleger seegnend, verlies er das Hospital und pilgerte weiter nach Rom. Dort fand er einen teutschen Grafen, mit dem er zurückkehrte, ohne daß ein Abentheuer ihm fürder aufstieß. Seine Pilgertracht nahm er mit sich und wies sie immer vor, so oft er im Kreise der Seinigen diese Geschichten erzählte. Ich pflege dergleichen Mährchen nicht zu glauben; schloß der Alte seine Erzählungen: Aber hätten sie den ehrwürdigen Greis reden gehört, wie ich; seine grauen Haare bürgend für Wahrheit, sein Auge flammend in der Rückerinnerung! — Sie würden mit unserm Voß ausgerufen haben:

„Unterm Mond ist doch so mancherlei,
wovon nichts träumt die Träumerei
Philosophei!„

Wir wünschten uns gute Nacht und schieden, mit der Zusicherung, den künftigen Morgen uns gewiß noch wieder zu sehen.

„Ich weis,„ rief mir der Vater nach, „daß sie mirs nicht verzeihen würden, wenn ich mit ihnen Komplimente machen wollte. Meine Knechte haben aus Versehen in ihre gewöhnliche Stube Gesäme zum Trocknen aufgeschüttet; nur mit vieler Ungelegenheit hätte ich den Fehler wieder gut machen könnnen:

nen: Darum, lieber Freund, werden sie mir zu Gefallen wol einmal mit dem Nachtlager in einer andern Stube vorlieb nehmen!„

Mir war das gleichviel; denn so müde und schläfrig wie ich war, konnte ich, troz meiner stürmischen Laune, mir allenthalben einen sanften, tiefen Schlaf versprechen, und wenn ich mir unter freiem Himmel auf Steinen gebettet hätte.

Eine alte Magd leuchtete mir. Die Stube war auf dem Hausfluhr; die Fenster sahen in den Hof. Sie schien mir unbewohnt: Ein Bett, zwei Schemmel, ein Klavier und einige bestaubte Familiengemälde waren ihr ganzer Mobiliarbestand. Ich gieng unruhig auf und ab, erwartend, daß die Magd sich entfernen würde; aber sie blieb immer, den Leuchter in der Hand, stehen, und schien etwas auf dem Herzen zu haben. Ein unwilliges: Gute Nacht! brachte dem unversiegbaren Schwamm ihrer Ammenberedsamkeit zum Ueberströmen.

„Ach ich wollte wohl, daß ich auch ihnen dasselbe wünschen könnte! Aber — ich weis gar nicht, was dem gestrengen Herrn einkömmt, sie hier einzulegen. Ich hab's ihm auch gesagt, aber er verbot mir das Maul. Mein lieber Himmel! und ich rede jetzt ohnehin so wenig, seit unsre gestrenge Frau, Gott hab' sie seelig! auf dem Gottesacker

 liegt.

liegt. Die sprach noch manchmal zu mir: Anne, komm her und erzähle mir! Wenn sie bei grüner Laune war; sonst — ja sonst, hätte ichs mich nicht unterstehen dürfen. Gott hab sie seelig! Sie war eine böse, böse Frau. Ihr Mann hat leiden müssen wie ein Märtirer — ach! und die arme Jungfer Jettchen! Kein Gesinde hat es aushalten können! — Vor sechs Jahren am Martinstage starb sie, hier in diesem Zimmer — Gott sey ihrer Seele gnädig! ohne Oehlung und Beichte. Die erste Zeit nach ihrem Tode hat es Niemanden hier gelitten; da hat es getobt und herumgeworfen! Im ganzen Vorwerk wollte Niemand mehr allein bleiben. Bald hatte es einer Magd das Schaff aus der Hand geschlagen; bald einem Knechte die Mütze vom Kopfe gerissen. Jetzt läßt sich aber nichts mehr hören. Nur in diesem Zimmer solls zu allen heiligen Zeiten noch herumkramen. Einmal lies auch der gestrenge Herr einen Franziskaner kommen, das Unding zu beschwören. Er schlief in diesem Zimmer. Früh war er verschwunden. Der Herr sah verstört. Acht Tage schleppte er sich herum; am neunten lag er auf den Tod krank darnieder. Er hat sich niemals etwas verlauten lassen. Aber, Gott weis! wo der Franziskaner hin ist. Ein fürchterlicher Sturm erhob sich dieselbe Nacht; und der Großknecht will im Zimmer Feuer gesehen und ein klä-

gliches Winseln gehört haben. Ach! — sie armer Herr, was werden sie für eine Nacht haben!„

Mit vieler Mühe bedeutete ich ihr, daß ich mich ganz und gar nicht fürchte und brachte sie endlich zur Flucht, als ich ihr auf meiner Uhr wies, daß die Geisterstunde schon nahe sey.

Nun war ich allein und meinen Phantasien überlassen. Jenny war wieder mein erster Gedanke: Vielleicht ist sie dennoch auf den Gottesacker gekommen, wie ich mich schon von Furcht und Kälte hatte vertreiben lassen; was mußte ich nun in ihren Augen scheinen; mein einziger Wunsch war, sie nur allein zu sprechen. Ich wollte ihr schreiben; aber nichts war dazu vorhanden. Unwillkührlich stand ich am Klavier und hatte mich im Phantasieren in Bürgers Leonore verirrt. Lebhafter wurde meine Phantasie und im Halbschatten schwebten ihr die Bilder aller Geistergeschichten vor: Das herzliche Kopfschütteln der Magd, das Verschwinden des Franziskaners, das Schweigen des Alten über diesen Vorfall, und — ich schämte mich weiter zu träumen, zog mich schnell aus und gieng ins Bette. Bald war ich eingeschlafen. Ungefähr nach anderthalb Stunden wachte ich auf. Mich schien etwas geweckt zu haben. Ich horchte; und hörte etwas bald schnell, bald langsam im Zimmer umhertappen. Ich raffte mich auf und immer stärker hört' ich es

auftreten. Ich rief meine schlaftrunknen Sinne zusammen und erblickte vor dem Klavier eine weiße, bleiche Gestalt, die auf demselben zu spielen schien. Deutlich hörte ich es klingen, konnte aber keine Melodie unterscheiden. Ich sammlete mich, so viel es mir möglich war. Lebhaft fiel mir die verstorbne Frau ein. Immer auf und ab tappte es im Zimmer. Das Klavier klang und die weiße Gestalt davor wurde immer größer und kleiner. Meine ganze Fassung verlies mich; ich sprang aus dem Bette und halb nackend hinaus in den Garten.

Die Gewitterwolken waren heraufgezogen. Ein gräßlicher Sturm schüttelte die Bäume. Der Regen stürzte dicht herab. Die Gewölke zogen schwer und tief. Die Blitze erleuchteten die schreckliche Nacht noch schrecklicher und die Donner schmetterten, daß die Fensterscheiben im Hause schwirrten. Es war, als wenn alle böse Geister in der dicken Luft umherritten und ihren Zorn auf die unglaubige Erde herabschüttelten.

Zergeißelt vom Regen, durchsaust vom Sturme, betäubt von Blitz und Donner, sah ich mich nach einem Dache um. Der Blitz fuhr feurig herab und wies mir einen alten Holzschuppen. Die Thüre lehnte nur an. Freudig trat ich hinein und tappte im Finstern nach einem Gefäße umher. Meine suchende Hand traf auf etwas kaltes; ich unterschied

schied Nas' und Mund. Schaudernd fuhr die Hand zurück und sties an eine Baare. Hu! eine Leiche! fast wär ich bei dieser Ueberzeugung zu Boden gesunken. Ich mußte meine letzten Kräfte sammeln, um wieder hinaus zu kommen.

Mitten in Sturm und Regen lehnte ich mich an einen Baum und beschloß, so den Tag zu erwarten. Der Mond bekämpfte endlich das Gewitter und trat wie ein Gebieter hervor. Ein bleicher Regenbogen umgürtete die fliehenden Wolken. Der Regen tropfte schimmernd von den Zweigen nieder. Ich fühlte nichts von der Siegesfeyer der erwachenden Natur. In Morgen ward es schon heller. An den Bäumen und Wänden hin kroch ich in mein Zimmer. Die Gestalt am Klavier war verschwunden; keine Saite tönte; nichts tappte mehr umher.

Als der gute Alte, eh er aufs befruchtete Feld gieng, mir glückliche Reise wünschen wollte, fand er mich krank im Bette. Ich gab es gegen ihn, meiner gestrigen hitzung schuld. Herzlich besorgt versprach er mir bald wiederzukommen und mir indeß seine Tochter zur Pflege zu schicken.

Sie kam. All ihre Zurückhaltung und Unzufriedenheit schien die Sorgfalt für meine Pflege verdrängt zu haben. Alles was sie that, that wieder die Liebe. Und hätte Freund Hain mir schon die Hand gereicht, ich wäre wieder kräftig und froh ins Leben gewandert.

Ihr Schooßkinder der Natur! o sagt mir: Wo wächst das Kraut, wo quillt das Metall, das schneller heilte als Liebe?

Wir fürchteten nicht mehr das lauschende Ohr der Muhme- Ein Blick, ein Seufzer, ein Händedruck und wir verstanden uns wieder. Mit Vorwürfen der Liebe machten unsre Herzen sich leicht. Bald folgte die Erklärung, die mir die Hierogliffen der beiden Wundernächte enträthselte.

Jenny war würklich auf den Gottesacker gekommen, kurz darauf als ich entflohe, war; ein Zufall hatte sie abgehalten, es die bestimmte Zeit zu thun.

Die Tochter des verstorbenen Dorf-Schulzens hatte sich in einen Kornet des Z** Husarenregimentes, der dort in Kantonirung lag, verliebt. Auch er liebte sie herzlich und war ein edler Mann. Seinem Rittmeister, einem Grafen von W** stach das schöne Landmädchen gewaltig in die Augen. Allenthalben legte der Wüstling ihrer Unschuld Schlingen. Im schweren Kampfe zwischen Liebe und Subordination hielt der Kornet lange an sich. Einst traf er ihn, wie er das Mädchen gewaltsam in seine unkeuschen Arme schloß. In der Wuth griff der Kornet an den Säbel, lies ihn aber unentweiht in der Scheide; mishandelte den Buben nach Verdienst mit Stockschlägen und warf ihn im Angesicht der

gemei-

gemeinen Purschen, die der Tumult herbeigezogen hatte, zum Hause hinaus. Kein Officier wollte mehr neben dem beschimpften Grafen dienen, der zu feig war, sich mit dem braven Kornet zu schlagen. Der Graf stand in hoher Protection, war, wie man sagte, der natürliche Sohn eines großen Fürsten: Er wurde versetzt und der ganze Handel vertuscht. Der edle Kornet kam in Arrest. Man rieth ihm freundschaftlich seinen Abschied zu fordern und drohte mit Kassation. Er war arm; wurde er kaßirt, so mußte er betteln oder stehlen. Fast erlag er schon diesem Gedanken; da erfuhr er, daß sein Mädchen öffentlich gemißhandelt worden. Am andern Morgen fand man ihn todt. Alles Gewehr hatte man ihm sorgfältig genommen. Doppelte Wache stand vor seiner Stubenthüre. Ohne einen Schrei zu thun, hatte er sich mit einem Federmesser drei und zwanzig Stiche in die Brust versetzt, bis er sich verblutete. Kaum hörte dieß das unglückliche Mädchen, so wurde es wahnsinnig. Ihr alter Vater vergieng bald in seinem Jammer. Ihr Bruder, auf den die Schultesei sich vererbte, behandelte sie so grausam, daß der gute Pächter sich ihrer erbarmte und sie in sein Haus nahm. Sie war nun ganz rasend, daß sie gebunden und bewacht werden muste. Die vorletzte Nacht war sie ihrem Wächter entschlüpft, zum Fenster hinaus und auf den Gottesacker gesprungen. Der Alte schickte sie aufzusu-

chen

chen so gleich einige Knechte aus. Sie fanden sie auf dem Grabe ihres Geliebten. Vielleicht hatte sie im Hinausspringen sich Schaden gethan, oder der Faden ihres jämmerlichen Lebens war ausgesponnen: den Morgen darauf gieng sie zu ihren Bräutigam ins Hochzeithaus, wie sie in ihren Phantasien sagte.

Sie wars, die ich mit Wermuth bekränzt auf dem Gottesacker sah; ihre Hände bluteten von den Stricken, welchen sie sich gewaltsam entwunden hatte. Als ich sie nicht mehr singen hörte, war sie auf dem Grabe ihres Geliebten ohnmächtig worden. Sie wars, die ich von den Knechten, meinen vermeintlichen Räubern, durch den Garten führen sah. Wegen ihrem Tode waren Jennys Augen den Abend verweint. Ihre Leiche fand ich die Gewitternacht im Holzschuppen. Man kannte meine Empfindsamkeit, und hatte meine Freuden nicht zu vergällen, mir nichts von der Unglücklichen gesagt. Sie wurde überhaupt so verborgen gehalten, daß man im Dorfe glaubte, sie müsse in ihrem Wahnsinne sich ertränkt haben; selbst alle Hausgesinde wußten nicht um sie. Ihr Anblick soll herzerschütternd gewesen seyn.

Jenny, die sich die vorgestrige Nacht sobald, als es wegen der nächtlichen Störung nur möglich war, von ihrem Vater geschlichen hatte, glaubte mich gewiß noch auf dem bestimmten Orte zu finden. Die getäuschte Erwartung machte ihr Betragen so kalt gegen mich.

Als

Als ich sie über die letzte Nacht ausfrug, lächelte sie und schrieb alles meiner erhitzten Phantasie zu. Das Gewitter hatte sie selbst aus dem Schlafe gestört; wie sie sprach, aus ihren schönen Träumereien von mir.

„Meine Mutter, sagte sie, war durch viele, ihr gespielte, Betrügereien so argwöhnisch worden, daß sie dieses rauh und streng in ihrem Betragen gegen das Gesinde machte, welches sie deshalb, als eine böse Frau ausschrie. Natürlich mußte sie nach ihrem Tode umgehen; denn, lieber Ludwig! stirbt je eine angesehnere Person auf dem Lande oder in einem kleinen Städtchen, ohne daß ihr Geist nicht noch lange herumspuckt. Die Geschichte mit dem Franziskaner scheint dir am meisten aufgefallen zu seyn; sie ist sehr unangenehm, aber kein Gespenst kömmt dabei ins Spiel. Unter das Klostergewand versteckt kam vor einigen Jahren ein Betrüger spät des Abends auf unsern Hof, unter dem Vorwande, für sein armes Kloster sammlen zu gehen. Mein Vater bot ihm ein Nachtlager an, das er nach vielen verstellten Weigerungen annahm. Damals hatten wir in diesem Zimmer viele Kostbarkeiten in Schränken aufbewahrt. Als mein Vater seinen Gast des Morgens zu wecken gieng, fand er alle Schränke erbrochen und leer. Der Betrüger war fort. Den geistlichen Stand vor den Leuten nicht zu entheiligen, verschwieg er es; aber desto gefräßiger griff der unterdrückte Aerger um sich, daß er bald darauf gefährlich krank wurde. Mit Verwunderung höre ich von dir, was der Aberglaube

für ein Ganzes daraus zusammenwebte. Der Großknecht mag vielleicht den Schein einer Blendlaterne für Feuer und sein eigenes Angstgestöhne für das klägliche Winseln gehalten haben.„

Nun kam auch der Alte wieder nach Hause. Er freute sich innig, mich schon wieder so wohl zu finden und lobte seiner Jette gute Pflege.

Denselben Abend noch konnte ich mir meine nächtliche Erscheinung im Zimmer erklären. Ich lag in einer ganz neuen Bettstelle; so oft ich mich bewegte, prasselte sie. In der Stille der Nacht, war ich, als ich mich wahrscheinlich umwendete, davon aufgewacht. Je mehr ich umhersah, je stärker prasselte von meiner Bewegung das Bette, und ich wähnte etwas im Zimmer umhertappen zu hören. Die Fliegen schwirrten an den Saiten des offenen Klaviers, dieß war der Klang, den ich hörte. Meinen Fenstern gegen über war der Stall; der Knecht war noch spät in die Nacht beschäftiget; der Schein seiner Laterne fiel vor das Klavier und wurde, nachdem er im Stalle hinauf, oder hinabgieng bald kleiner, bald größer, und daraus hatte sich meine Phantasie das Gespenst gewebt.

Nach zwei Tagen kehrte ich in die Stadt zurück in meinen pflichtmäßigen Schlendrian. Die blinde Göttin mit Waag' und Schwerdt gähnte mich wieder an wie vormals; meine finstern Herrn Räthe maulten wie vormals; die Kränzchen lästerten wie vormals: aber ich dachte an Jenny. Ach! meine Gedanken werden mir ungetreu wol herumschwärmen, bis sie das Mirthenkränzchen einschließt; bis sie alle versiegen in dem Göttergedanken: Jenny, Jenny — mein Weib!

III.
Maria Dorningen.

Ungefähr vor einem Jahre kommt eine sehr junge Person, Morgens um 11 Uhr, in ein kleines nahe bei Bristol belegenes Dorf. Ihre erste Bitte war um ein wenig Milch. Alle Leute auf dem Maierhofe kamen voll Bewunderung um sie herum. Man kann sich in der That die Schönheit des reizenden Geschöpfs kaum denken. Es giebt nichts so Einnehmendes, so Anmuthvolles, so Rührendes. Ihr Anzug, der Ton ihrer Stimme, alles verrieth, daß sie eine Ausländerin war. Dem Anschein nach war sie eine Deutsche; sie schien in tiefem Kummer versenkt; man sah in ihr das wahre Bild des Elendes selbst. Und doch entfuhr ihr durchaus keine Klage, und man sah deutlich, daß sie gar kein Mitleid zu erregen suchte. Die wenigen Worte, die sie von sich hören ließ, erweckten vollends die innige Theilnehmung, die sie erregt hatte. Man sah bald, daß sie eine sehr gute Erziehung gehabt hatte. Oft legte sie ihre Hand auf die Stirne, und wußte nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen sollte. Am Abend zog sie einige Stücke Geld aus der Tasche, und bat, ihr im Stall ein Nachtlager zu geben. Einige Damen, die von dieser Erscheinung gehört hatten, eilten zu die-

ser jungen Unglücklichen herbei, und baten sie inständig, eine bessere Herberge zu wählen; man gab ihr sogar zu verstehen, daß man ihr diese Kosten sparen wolle. Sie schlug ganz höflich alle diese verbindlichen Anerbietungen aus, und bestand, alles Einredens ungeachtet, darauf, in dem von ihr gewählten sonderbaren Aufenthalte zu bleiben. Einige Bund schlechtes Stroh dienten ihr statt des Bettes; sie genoß nichts als Milch, und schwarzes Brod. Umsonst sann man auf tausenderlei Mittel, ihr tiefes und ängstendes Stillschweigen zu untersuchen; sie bat sichs als eine große Gefälligkeit aus, daß man sie allein lassen möchte. Einer von den Zuschauern, der neugieriger als die übrigen war, hatte sich in den Stall geschlichen; er sah sie die Augen überall hinwerfen, und hernach einen Brief aus dem Busen ziehen, den sie mit ihren Thränen nezte. Sie kehrte ihre Blicke gen Himmel, legte die Hand auf ihr Herz, und versank hernach in eine tödtliche Schwermuth.

In diesem Zustande verblieb die Unbekannte mehrere Tage nach einander; sie gieng sehr oft unter einigen nahe am Kirchhofe stehenden Bäumen umher; oft gieng sie auf dem Kirchhof selbst. Hier sah man sie mit finsterer Aufmerksamkeit dies letzte Ziel menschlicher Schiksale betrachten, und zerstreuete Gebeine auflesen; es war, als ob sie sich mit diesem traurigen Schauspiel vertraulich bekannt machen wollte. Kurz ihre Gesundheit nahm mehr und mehr

ab,

ab, sie kam nicht mehr aus dem Stalle. Vergebens bat sie der Besitzer des Meierhofes, mit seiner Frau in einem Zimmer zu wohnen. Einen sonderbaren Umstand hatte man an ihr bemerkt; sie schien beim Anblick einer Mannsperson unruhig zu werden, und konnte die Gegenwart von Personen ihres Geschlechts weit besser vertragen. Dies so midleidswürdige Geschöpf nähert sich dem Augenblick seiner Auflösung. Man läßt Aerzte rufen, die sie über die Veranlassung ihrer Krankheit befragen wollen. Sie giebt ihnen keine Antwort, schlägt alle ihre Hülfsmittel aus, giebt dem Kinde des Pachtes einiges Geld, das sie noch übrig hat, und stirbt in den Augenblick, da sie sich eben bemüht, den Brief zu zerreissen, den sie in ihrem Busen versteckt hielt. Eine Dame vom Stande, die in dem Dorfe ein Landgut hatte, bemächtigt sich dieses Aufsatzes. Er enthält folgendes, und dieunglückliche Fremde hatte ihn an den Urheber ihres Daseyns gerichtet.

Mein verehrungswürdiger Vater.

Da ich vermuthe, daß ich nie wieder das Glück haben werde, Sie wieder zu sehen, und Ihre Knie zu umfassen, so hab ich mich entschlossen, an Sie zu schreiben; ich schicke Ihnen hier meine Thränen selbst. Hab' ich Fehler begangen — und allerdings hab ich mir deren viele vorzuwerfen; so bin ich dafür vielleicht nur allzusehr bestraft. Ja, mein Vater, meine unglückliche Lage würde ihr ganzes

Mitleid rege machen. Ich glaubte meine Stiefmutter sähe mich mit scheelen Augen an; Sie entzögen mir Ihre Zärtlichkeit; kurz, ich wäre nicht mehr ihre geliebte Tochter. Voll von diesen quälenden Gedanken wagte ichs, einen Entschluß zu fassen, der die ganze Quelle aller meiner Verirrungen, aller meiner Leiden ist, der mich in Ihren, in meinen Augen strafbar macht, und den ich mir nimmermehr wieder verzeihen kann. Konnte ich so meine Pflicht, die Ehre, den Himmel vergessen, und mich entschließen, mein väterliches Haus zu verlassen, fern von meiner Familie zu fliehen? Ich verlohr in einem Augenblick alle Früchte meiner Erziehung, Ihrer lehrreichen Unterredungen; Ihre Tochter, mein Vater, verdiente nun nicht mehr, Ihnen anzugehören. Ich fiel von einem Fehler in den andern, stürzte von einem Unglück ins andere: trat alle Vorrechte meiner Geburt, alle Würde meiner Seelen mit Füßen; erniedrigte mich zu dem Stande einer Bedientin bei der Baronesse von Schub. Aber war das schon würckliche Erniedrigung? Mir blieb noch meine Tugend. Hier, mein Vater, bricht mir das Herz, und meine Thränen fließen stromweise; hier verhülle ich mir das Antlitz, und möchte mich gern vor mir selbst verbergen; indem ich Ihnen dies Gemälde entwerfe. Die Baronesse hatte einen Sohn! Dieser Unmensch ist der gefährlichste Verführer. Er brauchte alle mögliche Ränke, legte mir alle die Fall-

stri-

stricke, die sein Geschlecht dem unsrigen so geschickt zu legen weiß. Gott! soll ichs Ihnen sagen? Er verschwendete mir seine Schwüre; er versprach mich zu heyrathen, sobald ein achtzigjähriger Oheim, von dem er eine sehr reiche Erbschaft erwartete, die Augen zugethan hätte. Ich war schwach genug, es zu glauben, schwach genug ihn zu lieben; kurz, Ihre Tochter von einem feindseligen Genius verleitet, durch schlaue Reden verblendet, vergißt, erniedrigt, entehrt sich! Keine Tugend, keine Unschuld mehr, mein Vater; und wenn dieses Gut uns entrissen ist, was kann uns für dessen Verlust entschädigen? Alle Reue, alle Gewissensangst ist dann nichts, als vergebliche Herzensquaal. Nichts als der Tod kann dieser innern Marter ein Ende machen; auch wünsche ich nun nichts mehr, als eines Daseyns los zu werden, das mir unerträglich ist. Ich bin also die Gattin des Bösewichts, ohne seine Gattin zu heißen. Er wußte, wer ich war, daß unsre Verbindung gar kein Mißverhältniß hatte, daß ich von eben so guter Abkunft war als er. Ich sage nichts von meiner thörigten Liebe; ich berufe mich nicht auf die Stärke, auf die Reinigkeit meiner Empfindungen; denn Verblendung ist bei jedem Verbrechen, und man macht sich allemal eine Tugend aus dem, was gerade am strafbarsten, am verwerflichsten ist. Nicht genug, daß ich mich dem Verführer in die Arme geworfen hatte; ich sollte nun Mutter werden, sollte einem Geschöpfe das Leben geben, dem ich dies Geschenk nicht an-

ders, als mit Schande begleitet, machen konnte! Die Natur hatte ihre Rechte auf mein Herz noch nicht ganz verlohren. Ich fühle das alles, was mütterliche Liebe von uns fordert; ich stelle dem Barbaren, der mich sie kennen lehrte, diese Liebe vor, die meine Schande offenbarte, stellte ihm vor, daß nur ein einziges Mittel möglich sey, mich von der Entehrung zu retten, daß wir uns gleich ohne Verzug am Altar verbinden müssen. Kann dich die Zärtlichkeit nicht dahin führen, sagte ich, bist du fühllos gegen die Bitten der Mutter, so bedenke wenigstens das Schicksal des unglücklichen Geschöpfs, dem sie das Leben geben soll. Bist du weder Liebhaber noch Gatte, so sey doch Vater; dies geweihte Gefühl ist allen Herzen eingeprägt; selbst die wilden Thiere sind seiner fähig; du allein wärest oft der einzige in der ganzen Natur, der fähig wäre, väterliche Liebe zu verleugnen! — Der Grausame schien durch meine Klagen gerührt zu seyn; indeß bemerke ich an ihm eine gewisse Verlegenheit; es kostete seinem Herzen Ueberwindung, treulos zu werden. Denn wahrlich, man kann nicht in solch einem Grade Verbrecher seyn, ohne vorher mit sich selbst zu kämpfen. Der Tag wird angesetzt, an dem wir uns insgeheim verheyrathen wollen. — Ach, mein bester Vater! werd' ich stark genug seyn, Ihnen diese Abscheulichkeiten zu schildern? Ich erwarte den Augenblick dieser so gewünschten Verbindung; er war da, ich war, ohne es zu wissen, ein zu der schreck-

lichsten

lichsten Feyerlichkeit aufgeschmücktes Opfer. Man kommt in mein Zimmer; es ist nicht mein Gemahl, es sind nicht meine Freunde, die als Zeugen gegenwärtig seyn sollten, es ist eine Schaar bewafneter Leute, die mich auf gerichtlichen Befehl fortschlept, die mich in einen Kerker wirft, die mich dort in Ketten legt. Zwanzig eherne Thüren schließt man hinter mir zu; ein Stein, ein kalter Stein ist mein Bette; und das alles traf mich in einem einzigen Augenblick.

Ich komme wieder zu mir selbst, ich blicke um mich her, bei dem blassen Schein einer Todtenlampe, ich betaste mich überall; ich weiß nicht mehr, ob ich wache, ob ich noch lebe. Meine erste Regung war Gebet zu Gott. — Mein Gott! rief ich, o mein Gott! was hab ich dann verbrochen? und warum strafst du mich so hart? — Warum der Himmel mich strafte? — Ach mein Vater, ich war nur allzu strafbar; und doch fragte ich mich darüber, denn mir schien's als wäre dies alles ein schrecklicher, unerklärbarer Traum. Man riß mich aus diesem fürchterlichen Traume, und mein Erwachen war noch zehnmal schrecklicher. Ein Gerichtsdiener kommt in meinen Kerker; sogleich rief ich: O! wer du auch bist, sage mir aus Erbarmen, warum man mich in diesen fürchterlichen Aufenthalt begraben hat? Was giebt man mir Schuld? — Was man Euch Schuld giebt? antwortete mir der Mann mit

harter Stimme; Ihr habt wol großes Recht darnach zu fragen! Wißt Ihr's denn nicht? Dieberey und Frechheit zugleich! — Dieberey? ich bitt' euch, was heißt das? was heißt das? — Glaubt ihr denn uns mit Euern Ränken zu überlisten? Ihr wißt doch wohl selbst, daß das Stehlen, vollends bei Leuten von Eurem Stande ein Halsverbrechen ist. Ihr habt ein Kästchen erbrochen, das der Frau von Schub gehörte, und habt ihr einen Brillanten gestohlen; — man hat ihn unter Euren Sachen gefunden. — Einen Brillant! gestohlen! ich? — Nur diese Worte konnt' ich hervorbringen; ich stürzte hin; ich umfaßte jenen Stein, den ich so oft mit meinen Thränen benezt hatte. — O, mein Gott! ist das nun genug? nun genug? —

Seit diesem schrecklichen Augenblick, wie ganz fühlte ich mich verändert! Ihre Tochter mein Vater, beschuldigte man der abscheulichsten Niederträchtigkeit! ich sollte zur Zahl der verworfensten Menschen gehören! — Ich, auf ein Blutgerüst geschlept werden! —

Ich wollte nichts mehr genießen; nur der Tod allein war mir in dieser Lage wünschenswerth. Fast lebte ich schon nicht mehr; so sehr drückte mich mein Elend danieder.

Ein tröstender Bote unserer heiligen Religion erschien mir; er war ein ehrwürdiger Greis, dessen Gesichtsbildung ein gefühlvolles Herz verrieth. — Engel des Himmels, rief ich aus, komm mir zu Hülfe! komm und ergreife meine sterbende Seele; laß uns von nichts weiter sprechen als von Gott; laß uns die Menschen vergessen, und diese Erde den Wohnsitz der Gräuel!

Ich ergoß meine ganze Seele in den Busen dieses Verkündigers himmlischer Wahrheiten, entdeckte ihn meine Vergehungen, und mein Unglück. Ich sage ihm meine ganze Lage; ich trage die Frucht jener schrecklichen Liebe, der Quelle meiner traurigen Verirrungen, und meiner grausamsten Leiden; ich wünsche nichts als den Tod. Er fiel mir ins Wort. Sie scheinen mir viel Religion zu haben; Sie wissen, was diese uns lehrt; und Sie wollen sich den Tod geben? und dies unglückliche Geschöpf, das Sie unter Ihrem Herzen tragen, das wollen Sie, seine Mutter, ums Leben bringen? Sollte Ihnen Gott nicht die Frechheit untersagen, sich das Leben zu nehmen? und empört sich dawider nicht die Natur in ihrer Seele? Fühlen Sie sich nicht durch sie gedrungen, noch so lange zu leben, bis Sie dies unglückliche Kind zur Welt gebracht haben? — Nun wohl, ehrwürdiger Mann, Sie, die Sie allein noch etwas über mich vermögen, sagen Sie mir, was soll

ich

ich machen? Ihr Urtheil ruhig erwarten; die Unschuld ist unerschütterlich; die Wahrheit muß Sie aufrichten. Und sollte auch die Verläumdung obsiegen; rid.,‚n sie Ihre Augen gen Himmel; dort lebt Ihr Rächer, Ihr Helfer, der unbestechliche Richter. Betrachten Sie dies alles wie einen schreckhaften Traum, d.. Sie verfolgt; Sie werden davon erwachen, und den Lohn Ihrer Selbstverläugnung, und Ergebung erhalten. Glauben Sie mir, es giebt noch immer tröstende Hofnungen für die Tugend, nur das Laster muß den Muth sinken lassen. — Aber mein guter Ruf, meine Ehre! — Denken Sie doch nicht mehr ans Irdische allein; was kümmert es Sie, was die Welt guten Ruf, Achtung; Urtheil nennt? Nur er, der ins Herz sieht, muß Sie richten, muß Ihnen Ihr Recht wiederfahren lassen; es ist ewig, unveränderlich, jenes Urtheil, welches er fällt. Noch einmal werfen Sie sich in den Schooß der göttlichen Erbarmung, und sehen Sie die Verhängnisse hier mit ruhigen Augen an.

Wie sehr empfand ich das Hülfreiche, und Wohlthätige der Religion! Die Reden dieses himmlischen Boten senkten in meine niedergebeugte Seele noch nie gefühlten Trost. Ja, mein würdiger Tröster, sagte ich, alles, was Sie mich heißen, will ich thun. Ich will die Last des Lebens ertragen, und mich

mich allem Leiden unterwerfen. Gott mag mich sehen und richten! —

O mein Vater! soll ich diese schrecklichen Bilder ihnen schildern? Ich werde, als eine Missethäterin, zu den Füßen der ungerechtesten Richter geschleppt; kein Wetterstrahl könnte den Unglücklichen, den er traf, so zu Boden schlagen. Ich höre; man liest mir ein ganzes Gewebe von Beschuldigungen vor: kurz, diese Ungeheuer der Ungerechtigkeit erkennen mich des Diebstahls schuldig. Umsonst antworte ich mit meinen Thränen; denn ach! ich konnte nichts weiter, als weinen; umsonst rufe ich aus, ich sey unschuldig, man hört mich nicht; man verurtheilt mich, bester Vater, man verurtheilt mich. Man hatte niederträchtige, von ihrer Herrschaft erkaufte Bediente, wider mich abgehört; sie hatten mich unter die Last ihrer tückischen Verläumdungen darnieder gedrückt. Ja mein Urtheil wird gesprochen, und ich soll — Bester Vater, ich kann diese schreckliche, diese schmähliche Strafe nicht nennen! O Himmel! hatte ich sie verdient? Und bedenken Sie, wie viel ich ausstehen mußte; ich liebte, vielleicht liebte ich noch itzt eben den Unmenschen, der mir das Herz mit so vielen Dolchstichen durchbohrte.

Man glaubt mir einige Linderung meiner Leiden zu verschaffen, indem man mir ankündiget, die Vollziehung meines Urtheils sey wegen meines jetzigen

gen Befindens noch verschoben; und man verlange nur, die Richter zu befriedigen, daß ich ein Geständniß meiner Schuld thun solle, welches ich bisher nicht hatte ablegen wollen. Auch verlange man nähere Nachricht von meiner Abkunft, von meiner Vaterstadt, von meinen Eltern. Nein, nimmermehr, nimmermehr soll man das mindeste Licht hierüber erhalten! Ist es nicht genug ihr Grausamen, daß man mich durch meine Verurtheilung entehrt? daß man mich ungerecht mordet? Ach wenigstens will ich meiner tugendhaften Familie diesen Schimpf ersparen; mein Vater, soll nicht mit Schande befleckt — in die Grube gehen. Nur Geduld, der Himmel wird mich rächen; meine Unschuld wird schon offenbar werden.

Ich weigre mich also durchaus, die Aufklärungen zu geben, die man verlangt. Der elende Urheber meines Unglücks wußte wohl, daß mein Stand so gut als der seinige wäre; aber ich hatte doch immer die Vorsicht gebraucht; ihm meinen Namen zu verhehlen; es war, ls wenn mir das grausame Schicksal ahndete, welches mich traf.

Noch einige Thränen waren mir übrig, ich ließ sie auf jenen fühllosen Stein hinfließen, an dem ich mir, ohne die Stimme Gottes, ohne die Stimme der Natur, den Kopf zerschellt hatte. Ich überließ mich den quälenden Betrachtungen, welche

die

die Frucht solch eines Unglücks waren. Ich habe noch einige Zeit zu leben; das heißt, zu leiden; und warum entladet man mich nicht der Bürde eines verhaßten Daseyns? Um einem unglücklichen Geschöpfe das Leben zu geben, das, schon ehe es gebohren wird, zum schrecklichsten Elend bestimmt ist!

Jener liebreiche Geistliche, der einzige Freund, der mir auf der Welt noch übrig zu seyn schien, besuchte mich oft. Seine Gespräche, voller Salbung, linderten meine Leiden.

Mitten in der Nacht hör' ich die Thüre meines Gefängnisses sich öffnen. Bei dem schwachen Schein meiner Lampe erblick ich einen Menschen in einen Mantel gehüllt, er enthüllt sich; sein Gesicht ist mir unbekannt. Will man, rief ich aus, mir meinen Tod ankündigen? Das ist die einzige Wohlthat, die ich noch von menschlicher Erbarmung wünsche. Der Unbekannte thut einige Schritte; er kommt mir näher. — Unglückliches Opfer unsrer Gesetze, spricht er; Nein! ich kündige dir nicht den Tod an; ich eile dir zu Hülfe; die Menschheit hat in mir die Strenge, oder vielmehr die Grausamkeit des Richters überwältigt. Ich bin einer von den obrigkeitlichen Personen, die gezwungen worden sind, dich zum Tode zu verurtheilen. Die gerichtlichen Verfahrungsregeln stimmen wider dich; aber die

Wahrheit hat mich erleuchtet; ich bin von den wahren Ursachen deines Unglücks unterrichtet, und leider! kann ich nur Beweise vorbringen, und geltend machen, die für mich erleuchtend genug sind.

Ich habe das ganze Gewebe von Abscheulichen entdeckt, wodurch man dich der strengen Gerechtigkeit in die Hände geliefert hat. Vernimm hier Dinge, vor denen mir selbst schauderte: Die Mutter deines Liebhabers hat die Liebe ihres Sohnes gegen dich erfahren, und das Versprechen, das er dir gethan hat, dir seine Hand zu geben. Diese Nachricht hat ihre Rachsucht um desto mehr aufgebracht, da sie das Versprechen einer sehr vornehmen, und überaus reichen Dame hatte, deren Tochter den Baron heyrathen sollte. Du standest also dieser Heyrath im Wege, welche beyde Mütter so sehnlich wünschten. Die Frau von Schub bat, beschwur anfänglich ihren Sohn, kurz, sie brachte ihn endlich so weit, daß er dich völlig ihrer ganzen Bosheit überließ, und nichts weiter that, als daß er dein Schicksal beseufzte, und beweinte. —

Ich fiel ihm in die Rede: Hätte der Grausame, wenn er mich würklich geliebt hätte, es je zulassen können, eine Unglückliche dergestalt zu mißhandeln, die kein andres Verbrechen begangen hat, als daß sie allzuleichtgläubig war? — Der Unbekannte erwiederte: Sie ist es, diese abscheuliche

Frau,

Frau, die es möglich zu machen gewußt hat, ihre Bedienten zu bestechen, sie zu der Anklage zu bewegen, daß sie dich ein Kästchen hätten erbrechen, und ihren Schmuck daraus stehlen sehen. Sie ist es, die dich, so zu reden, an den Fuß des Blutgerüstes geführet hat; und man erwartet nur blos deine Niederkunft, um ein so ungerechtes, als grausames Urtheil zu vollziehen. Mir ist endlich deine Unschuld offenbar worden; und das brachte mich hieher. Ich habe die Einrichtung getroffen, daß die Thüren dieses Kerkers offen stehen; entfliehe mit einem Menschen, der mir treu ist, und der dich bis an die Gränze bringen wird. Hier ist eine Geldbörse, die ich dich anzunehmen bitte; du sollst mir das Geld wiedergeben, wenn du dereinst in glücklichere Umstände kommst. — Ich soll fliehen mein Herr? nur das Verbrechen bedient sich dieser Freyheit; ich habe mir nichts vorzuwerfen, und will die Strafe, die man mir bestimmt hat, mit aller gehörigen Ruhe erwarten. Ich bin unschuldig! das weiß ich; ich bin davon völlig überzeugt, antwortete mir dieser wohlthätige Mann; und eben darum rathe ich dir zu fliehen. Mit der Zeit wird man vielleicht deinen Proceß wieder vornehmen; und außerdem bedenke, daß dein Leben nicht dir gehört; es gehört Gott, und dem Kinde, das du zur Welt bringen wirst. Nimm also mein Anerbiethen an, und thu was ich dir rathe.

Ich weiß nicht, ob die Furcht vor einem schimpflichen Tod mich trieb, oder ob ich schon die Pflichten mütterlicher Liebe in ihrer ganzen Stärke fühlte; genug, ich folgte dem Rathe dieses ehrwürdigen Mannes; ich nahm das Geld, welches er mir anbot, und sagte ihm, es sey eine feierliche Schuld, in die ich dadurch gegen ihn geriethe. Ich überlasse Ihnen, mein zärtlicher Vater, die Sorge für ihre Bezahlung. Dieser edelmüthige Wohlthäter heißt Liberst, und ist sehr bekannt in der Stadt, die der Schauplatz meiner Leiden war. Ich gieng fort. Mein Wegweiser verließ mich, dem ihm gegebenen Befehle gemäß, an der Gränze.

Kaum war ich der Gefahr entronnen, so warf ich mich vor dem Himmel nieder, der mich so sichtbarlich in seinen Schutz nahm. Ich sezte darauf meinen Weg fort, ohne recht zu wissen, wohin er mich führte. Ich kam an ein kleines Dorf im Herzogthum Cleve, und gab mich dort bei einer armen Frau in die Kost, deren liebreiches Betragen mich für sie eingenommen hatte. Hier sehnte ich mich nur nach dem Augenblicke, in dem ich einem unglücklichen Geschöpfe das Leben zu geben hatte, das schon noch unter meinem Herzen mein Elend empfinden mußte. Aber es war nur auf kurze Zeit eingeschläfert das grausame Schicksal, das mich schon so sehr verfolgt hatte!

Man suchte eben damals in der Gegend von Cleve eine Frau auf, die ihren Mann vergiftet hatte. Durch ein unbegreifliches Mißgeschick, dessen Opfer ich noch immer blieb, fiel der Verdacht auf mich. Meine Wirthin eilt voller Schrecken herbei, und sagt mir, daß Gerichtsbediente, und Soldaten das Haus besetzt hätten. Sucht man Sie, fuhr sie fort, so retten Sie sich geschwinde; ich fühle für Sie so viel Mitleid, daß ichs unmöglich zugeben kann, Sie hier aus dem Hause fortzuschleppen. Bei jedem Wort, das ich sagte, weinte ich stärker. Ich glaubte gewiß, es wären Leute, die von jenen Elenden abgesandt wären, die ein so ungerechtes Urtheil über mich gesprochen hatten. Die Angst mahlte sich in allen meinen Zügen; und selbst meine Unschuld erregte in mir alle die Unruhe, und Furcht, die sonst Verräther des Verbrechens sind. Die Wirthin glaubt nun gewiß, man müsse mich aufsuchen, und versetzt: Wenn Sie auch gleich strafbar sind, so kann ich Sie doch unmöglich der Strafe überliefern, die Sie zu verdienen scheinen. Retten Sie sich, retten Sie sich! — Ich sagte nichts weiter, als: Ich sollte strafbar seyn? O! der Himmel weiß, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe, als zu gefühlvoll gewesen zu seyn.

Unterdeß machte ich Anstalt zur Flucht. Ich entkam durch eine Thür, die aufs Feld gieng. Ich

sank an einem Baume nieder, der ganzen Schrecklichkeit meines Geschicks überlassen, und im Begrif, vor Hunger und Schmerz zu erliegen, in der Erwartung, meine Augen auf immer zu schließen. Mich überfiel der Schlaf; ich erwachte von neuen Schrecknissen ergriffen. Reuter banden mir die Hände, und sagten: Endlich haben wir es doch gefunden, das gottlose Weib, das uns zu entfliehen dachte. Unmöglich kann ich das alles beschreiben, was in meiner Seele vorgieng; ich konnte weder reden noch weinen; ich unterwarf mich meinem schrecklichen Verhängnisse, ohne darüber klagen zu können, und ward nun wieder in einen Kerker gebracht. Ich erschien vor den Richtern: man las mir die Hauptpunkte einer Klage vor, auf die ich durchaus nicht zu antworten wußte. Mein Stillschweigen sah man als einen Beweis der Ueberführung an; ich ward wieder in mein Gefängniß gebracht. In diesem furchtbaren Aufenthalte erwachte mein ganzes Gefühl wieder; ich ward Mutter; ich brachte einen Sohn zur Welt. Das unglückliche Geschöpf! — Soll ich der Vorsehung dafür danken? Allerdings es war eine Wohlthat, die meinen ganzen Dank verdiente! Aber o Gott! das bedauernswerthe Kind schien das Geschenk des Lebens zu verschmähen; es starb wenig Augenblicke nach seiner Geburt. Ich finde noch Thränen, es zu beweinen; ich habe noch jetzt alles Gefühl der mütterlichen Liebe! Leider

genoß

genoß ich des geweihten Ruhms einer Mutter nicht lange!

Kurz, mein Vater; die Verbrecherin, die meine ungerechte Gefangennehmung veranlaßt hatte, ward entdeckt, und gab mir meine Freiheit wieder. Eine englische Dame, die mein Unglück erfuhr, nahm mich mit sich; ich begleitete sie in ihr Vaterland. Sie schien bestimmt, mich meine Unglücksfälle vergessen zu machen, oder sie wenigstens zu lindern. Wir waren nicht weit von Bristol; sie ward krank; die Kinderblattern brachen aus. Ich, die ich dem Tode in die Arme eilte, fürchtete nichts, was mir ihn verursachen konnte; auch sah ich die Gefahr nicht ein, die meiner Wohlthäterin drohte. Ich widmete ihr alle mögliche Sorgfalt, und Pflege; sie starb in meinen Armen, und hatte nicht Zeit, ihre Versprechungen zu erfüllen; sie war willens mir ein jährliches Gehalt auszusetzen.

Von allen entblößt, selbst der Hofnung beraubt, im Begrif, dem Elende zu unterliegen, das mich hier in einem Stalle drückt; — ja, mein Vater, in einem Stalle! und dem Tode nah, ohne den Trost gehabt zu haben, Ihre Knie zu umfassen: fern von Ihnen, fern von meinen Angehörigen, in einem fremden Lande, zitternd vor meinem Daseyn; voll Abscheu vor dem Anblick der Ungeheuer, die sich Männer nennen, das Herz voll Reue darüber zerknirscht,

daß ich Ihren ganzen Unwillen verdient habe: alles dies Leiden überwältigt mich! — Und soll ich dann nicht Ihren Segen empfangen? Kommen Sie je an diesem Ort, so schenken Sie mir einige Thränen, mein bester Vater! das ist alles, warum ich ihre Zärtlichkeit anflehe. Diese Thränen werden bis zu mir dringen! und — — — — —

Bei diesen Worten brach der Brief der Unglücklichen ab. Vermuthlich übereilte sie der Tod, da sie eben diesen Aufsatz endigen, und ihn ihrem Vater zusenden wollte.

Die Dame, die diesen Brief 'n Händen hatte, konnte dem Andenken dieses traurigen Opfers von einem unbegreiflichen Mißgeschick nichts als Thränen schenken. Einige Monate hernach meldete man ihr den Besuch eines Fremden, der in der schrecklichsten Verzweiflung zu seyn schien. Sie sah einen jungen Menschen ins Zimmer treten, der sich der Gewalt des lebhaftesten Schmerzes überlies. Gnädige Frau, rief er, gnädige Frau, ich weiß, Sie haben einen Brief in Händen — geben Sie ihn mir — Wissen Sie, daß ich jener Unglückliche bin, die erste Ursache des Todes des anbethungswürdigsten Weibes! — Wie? mein Herr, Sie wären ‥ Ja ich bin Mitgenosse des abscheulichsten Verbrechens! Sie wissen die Quelle meiner Schandthaten und meiner Quaalen; ich war niederträchtig,

war unmenschlich genug, den Eingebungen meiner Mutter Gehör zu geben. Ich gab es zu, gnädige Frau, daß man ihre Tugend der Verläumdung aufopferte. Ich weiß alles. Meine Mutter ist, von Reue gequält, gestorben; und ich kam, ich eilte, unser Verbrechen wieder gut zu machen. Meine Absicht war, selbst hier dies so edle Weib zu heyrathen, die des Mitleids so würdig, die immerfort Beherscherin meines Herzens war; und ... Man hat mir alles entdeckt; sie ist nicht mehr, und ist, ein Raub des Elendes, gestorben. Ich war hingeeilt, mich ihrem Vater zu Füßen zu werfen, dessen Namen ich endlich erfuhr; er gewährte mir seine Tochter; ich hoffte ihm die schwärzeste aller Vergebungen aus dem Gedächtniß zu bringen! — Ich werde sie also nicht wiedersehen! Sie starb mit Anklagen, mit Verwünschungen wider mich! Und ich verdiene sie, alle diese Quaalen! —

Bei diesen Worten vergoß der junge Mensch einen Strom von Thränen. Sein Schluchzen, sein Jammern verdoppelte sich, als er den Brief las, den ihm die Dame gab. Er war von Schmerz und Reue so durchdrungen, daß man ihn bedauern mußte. Er verlangt, man soll ihn nach der Grabstätte seiner unglücklichen Geliebten führen; er umarmt den Stein, der den Sarg bedeckt, und netzt ihn mit seinen Thränen. Er läßt es nicht bey diesen Bezeugungen seiner Verzweiflung bewenden; er

will das Grab geöfnet sehen, und durch Bitten und Geld erhält er diese Art von Gefälligkeit, die man ihm anfänglich versagt hatte.

Kaum hat er die traurigen Reste des unglücklichsten Weibes erblickt, so stürzt er sich darauf, bleibt fest daran geheftet, und stößt das ängstlichste Klaggeschrei aus. Man kann ihn von diesem scheußlichen Schauspiel nicht losreißen. Zehnmal wiederholt er: Das that ich! unschuldiges Opfer! Ich, ich habe dich in diese Grube gebracht! Er ward wahnsinnig; und nun bringt man ihn hinweg. — Er kommt wieder zu sich; er ruft: Wie? ihr Unmenschen, habt ihr mich von dem Orte weggebracht, wo ich meinen letzten Seufzer aushauchen wollte? Bringt mich wieder dahin! — Endlich stirbt er in der Raserey, und spricht nichts anders, als den Namen der Unglücklichen, die er allein unglücklich gemacht hat. Sein letzter Wille war, neben ihr begraben zu werden; und er setzte den Vater dieser Frau zum Erben ein, die seine feige Einwilligung in die Ungerechtigkeit seiner Mutter ins Grab gebracht hat.

IV.

Graf Palviano.

Graf Palviano aus sehr gutem Hause, und mit Glücksgütern reichlich versehn, war einer der liebenswürdigsten Kavaliere in Rom. Die unselige Stunde, worinn er verliebt werden, und von einem Feuer brennen sollte, das das Unglück seines Lebens gemacht hat, kam, und das an einem großen Feiertage, da in dem Dominikanerkloster alla Minerva eine sehr vollständige Musik, und ein ungeheurer Zusammenfluß von Menschen war. Unter der grossen Menge der dort befindlichen Frauenzimmer, die insgesammt wie landüblich verschleiert, dabey aber so gekleidet waren, daß man von der Zierlichkeit ihres Wuchses, und von einem Theil ihrer persönlichen Annehmlichkeiten urtheilen konnte, hob das scharfe Auge des Grafen eine heraus, in der sich diese Vorzüge in so hohem Grade zu vereinigen schienen, daß sie schnellen und tiefen Eindruck auf ihn machten.

Nachdem er sie lang' in der Kirche betrachtet, folgte er ihr, als sie selbige verlies, und suchte ihr Gesicht näher in's Aug zu bekommen. Von ungefähr

fähr gab ihr im Gedränge eine gemeine Frau einen harten Stoß, und brachte auf einem Augenblick ihren Schleier in Unordnung, so daß der Graf Zeit hatte, Gesichtszüge zu erblicken, die durch ihre bewunderns-würdige Vollkommenheit der Vorstellung völlig entsprachen, die er sich davon gemacht hatte: bald entstand das Verlangen in ihm zu wissen, wer sie sey. Nachdem er die Schöne in einen Wagen steigen sehen, ruft er einen von seinen Leuten, befiehlt ihm dem Wagen zu folgen, und den Namen und die Wohnung der Dame auszukundschaften, die er in selbigen steigen sehn.

Der Bediente folgt ihm, oder glaubt ihm zu folgen, und in einigen Stunden darauf zurückkommend sagte er seinem mit Ungeduld ihn in seinem Kabinet erwartenden Herrn, die Dame, der er nachgegangen, sey in der That ein sehr schönes und sehr wohlgemachtes Frauenzimmer, noch ziemlich jung, allein seit einigen Jahren, mit einem Obristen der päbstlichen Leibwache verheuratet. In der Gegend, wo diese Dame wohnte, fügt' er hinzu, habe er jemanden gefunden, der in Betref ihrer sehr genau unterrichtet gewesen sey, und ihn versichert habe, daß sie Anlage zur Koketterie hätte, sich ungemein gern geschmeichelt fände, wenn man ihr Hof machte, und daß bereits eine beträchtliche Menge vornehmer Herrn und Prälaten von ihren Reizen entbrant

ge-

geschienen; daß sie eben so viel Kunst anwendete, sie an ihren Siegswagen zu schmieden, als geflissentlich sie's nachher vermiede, daß sie über ihr Herz, geschweige über ihre Person die mindeste Macht erlangten.

Der Graf hatte mit Recht Zutrauen genug auf seine Eigenschaften, um zu glauben, daß er mit der Zeit eine Kokette werde beschwazen können. Mithin unternahm er's, dies Abentheuer zu verfolgen. Den folgenden Tag bestieg er einen prächtigen Gaul, und mit einem gewissen militärischen Prunk begleitet, ritt er sachtes Schrittes bei den Fenstern des Hauses vorbei, woselbst man ihm gesagt, daß die Dame wohne. Er ward von fern' am Fenster eine Schöne gewahr, deren Züge er aber nicht zu unterscheiden vermochte, und als er näher kam, erblickte er nichts weiter, als eine ungemein schöne Hand, die das Gitterfenster verschloß; indeß konnt' er nicht zweifeln, bemerkt worden zu seyn, da das nämliche ihm zwei bis drei mal noch begegnete; er glaubte nun weiter nichts zu thun zu haben, als eine Vertraute seiner Liebe ausfindig zu machen, und die fand er in einer Anverwandten der Celinde (das war der Name von der Frau des Obristen). Der Graf zog selbige durch Geschenke, und Versprechungen in sein Interesse.

Die

Die Base nahm die Beweise von den Gesinnungen des Grafen an, und verwandte sich bei Celinden so wohl, daß sie einige Tage darauf dem Liebhaber meldete, man sey es zufrieden mit ihm eine Unterredung in einem gewissen Garten zu halten, woselbst die Base sowohl Zutritt hatte, als der Graf, doch unter dem Beding, daß die Dame und die Vertraute beiderseits verschleiert seyn wollten, und daß man sie nicht im mindesten nöthigen sollte, sich zu entschleiern. Dies Gebot schien hart, doch unterwarf man sich selbigem. Die Unterredung im Garten begann sehr hitzig von Seiten des Kavaliers, und ward von der Dame mit der größten Zurückhaltung erwiedert. Sie gestand ein, daß sie den Grafen kennte, daß er ein liebens- und achtungswürdiger Mann sey, daß aber Pflicht und ihr zartes moralisches Gefühl ihr nicht vergönnten seinen Gesinnungen zu entsprechen. Der Liebhaber fuhr fort zu bitten, in sie zu dringen, und war gleich im Begrif fortzugehn, als durch ein bloßes Ungefähr der Dame der Schleier entfiel. So fort blieb der Graf ganz versteinert stehn, Celinde unterstützt von der den Weibern natürlichen Eigenliebe, schrieb sein Stillschweigen und seine Unbeweglichkeit der Wirkung ihrer Reize zu; da beides doch blos durch das Erstaunen verursacht wurde, in dem Gegenstand seiner eifrigen Nachforschungen ein ganz unbekanntes Frauenzimmer zu finden.

Eine geraume Zeit durch konnt' er nicht wieder in Fassung kommen, nachdem er sich aber wieder ein wenig erholt, verfolgte er das Gespräch, so lange die Zusammenkunft dauerte, unstreitig mit mehr Geist als Leidenschaft. Celinde ward dies gewahr, ahnete es wenigstens; wie sie aber vom Grafen weg waren, sprach ihre Freundin ihr wieder Muth ein, und glückte ihr solches nicht am nämlichen Tage, so glückt' es ihr doch am folgenden. Indeß fiel der Graf in eine Schwermuth, deren Veranlassung man nicht errathen konnte. Selbst die Dame begriff davon nichts, weil ihre Aufnahme gegen ihn weder so günstig, noch so ungünstig gewesen war, daß sie besorgen können, er sey dieserhalb krank geworden. Der Graf war im Innern seines Herzens über das Quidproquo trostloß, und wußte nicht sich da herauszuziehn, als er durch Celinden, deren Härte seine Gleichgültigkeit gänzlich geschmelzt, und gegen ihn sehr weich gemacht hatte, eine Einladung bekam. Ihr zu entgehn, schützte er eine Reise auf's Land vor, und war im Begriff die Stadt zu verlassen, als er beim Durchreiten durch eine Straße von Rom mit Einem Augenblick die Schöne erkannte, nach der er so heiß strebte. Ein neuer Kundschafter wurd ausgesandt, der sich nicht, wie der erste irren konnte, weil ihm die Thüre war genau bezeichnet worden. Der Graf erfuhr in kurzem, sie sey ungefähr achtzehn Jahr alt, und die Tochter

eines römischen Edelmanns, dessen Angelegenheiten für jetzt in ziemlicher Unordnung wären, und der ein Landgut zu verkaufen sich genöthiget gesehn, das er von seinen Ururältern geerbt, und daß die Schöne einen Bruder, Namens Valerio, habe.

Verliebter denn je, bedient er sich eben des Mittels, das er anfänglich gebraucht, sich bemerken zu machen; er besteigt seinen Gaul, und reitet langsamen Schritts bei dem Hause beständig vorbei; da aber Eleonore weit weniger Erfahrung hatte, als Celinde, begriff sie geraume Zeit nichts von dem häufigen Vorbeireiten, und von den Zeichen des Grafen; als sie aber merkte, was selbige sagen wollten, machte sie als ein sehr sittsames und eingezogenes Mädchen ihr Fenster aufs sorgfältigste zu.

Indes suchte Palviano sich auf eine anständige Art von Celinden loszuwickeln, der er durch Misverständniß nur nachgestrebt hatte. Veronika, (so hieß die Anverwandte dieser Schöne) hatte ihm noch zwei Zusammenkünfte mit ihr verschaft. Zu viel Lebensart haben sie auszuschlagen, hatte er sich bei selbigen wenigstens äußerst bescheiden betragen, was denn Celinden sehr mißfallen hatte. Viel, sehr viel zärtlicher geworden, wie schon gesagt, je weniger Herzlichkeit er verrieth, hatte sie all ihre Empfindungen durch ihre Blicke zu äußern gewagt, der

Graf

Graf hatte sie aber nicht zu verstehn geschienen; endlich glaubte sie, seine Liebe habe sich gänzlich verkühlt.

Zu gleicher Zeit arbeitete er mit glühendem Eifer Eleonoren lebhaftere Empfindungen einzuflößen. Dies junge Frauenzimmer hatte eine alte Duenna, die der Graf durch Geschenke auf seine Seite ziehen zu müssen glaubte. Er hielt um eine heimliche Zusammenkunft mit ihr an, die sie zugestand, und stellte ihr einen Brief für ihre Gebieterin zu, den er mit einer Börse von zweihundert Dukaten begleitete; die gute Duenna nahm's auf sich, ihn ihrer Pflegebefohlnen einzuhändigen, doch völlig umsonst. Eleonore wollte schlechterdings den Brief nicht annehmen; das Glück hatte dem Grafen ganz den Rücken zugedreht. Mit einem Male aber lachte es ihn wieder an, und zeigte ihm eine andre Gelegenheit, auf Eleonoren einen Angriff zu machen.

Ein Edelmann, der sehr an ihm hieng und in etlichen Tagen nicht bei ihm gewesen war, entschuldigte sich über dies Wegbleiben damit, daß er diese Zeit mit einem seiner Freunde, einen sehr liebenswürdigen jungen Mann, Namens Valerio, auf der Jagd zugebracht, und auf der Rückkehr bei dem Vater des Valerio eingesprochen habe, der eine rei-

zende Schwester hätte, die die Laute zum Entzücken spielte, und eben so zaubrisch sänge, so sehr Meisterin in beiden sey, als der Bruder auf'm Flügel und auf der Violine. Der Graf, aus dem Namen Valerio ersehend, was dies für ein Haus sey, fragte seinen Freund, ob er in dies Fräulein verliebt wäre. Der Edelmann versicherte ihm festiglich, er hege nicht die allermindeste Absicht auf sie, weil ihre Umstände dermalen nicht die besten wären, übrigens aber sey sie von sehr gutem Adel, und von der ausgemachtesten Züchtigkeit.

Sie haben mir so viel Gutes vom jungen Valerio gesagt, versetzte Palviano, zwei Leidenschaften mir von ihm entdeckt, die auch meine Lieblinge sind, daß ich entzückt seyn werde, ihn kennen zu lernen, und in nähere Verbindung mit ihm zu treten; schlagen Sie ihm vor, ob er Lust hat, mit mir und Ihnen Partie zur Jagd in meinen Forsten zu machen. Ein so angenehmer Vorschlag konnte nicht anders als angenommen werden. Die Jagdpartie lief sehr vergnügt ab, Valerio und der mehrgedachte Edelmann speisten auf dem Schlosse des Grafen, der dem Valerio gegen Abend einen Theil des erlegten Wildprets in einem mit Blumen und vielen Zierrathen ausgeschmückten Korbe zusandte.

Valerius Vater und Schwester ermangelten nicht sich zu erkundigen, woher er selbigen bekäme' und vernahmen's mit großem Vergnügen. Valerio gieng zum Palviano sich bei ihm zu bedanken, der einen Gegenbesuch bei ihm machte, dem Vater einen ablegte, und die Gelegenheit ergriff, die schöne Eleonore, die nicht weggehn durfte, nach Herzenslust zu sehen, und von deren artigen und bescheidnen Betragen völlig gefesselt wurde.

Von dem Tage an, waren der Graf und Valerio unzertrennlich. Letztrer fand einen schicklichen Anlaß jenen die Verlegenheit zu offenbaren, worin seine Familie durch die Furcht gesetzt wurde, einen sehr wichtigen Proces zu verlieren, welcher der letzten Sentenz nahe war, und die Wiedererlangung eines Land-Guths betraf, das ihren Ahnen gehört hatte, und ehemals das Beträchtlichste ihrer liegenden Gründe gewesen war.

Palviano ergrig mit äusserster Begier diese Gelegenheit, den Anverwandten seiner Gebieterin einen wichtigen Dienst zu leisten, erkundigte sich nach dem Namen der Richter, gab sich so viel Mühe, wendete seinen Kredit und die Achtung, die man für seinen Namen hatte, so nützlich an, daß die Sache in Kurzem zu Gunsten von Eleonoren's Vater entschieden wurde. Dieser von Erkenntlichkeit durch-

drungen, begab sich nicht nur mit seinem Sohne sondern selbst mit seiner Tochter zum Grafen, um sich bei ihm zu bedanken. Man kann sich leicht vorstellen, daß sie mit dem freudigsten Entzücken, zugleich aber auch auf's alleranständigste empfangen wurden.

Den folgenden Tag reiste Valerio's Vater mit seinem Sohne ab, das Gut in Augenschein zu nehmen, in dessen Besitz sie wiederum waren gesetzt worden. Sie fanden es in der Unordnung, worin ein Gut seyn mußte, worüber so lange Streitigkeiten waren geführt worden. Die Zimmer, die Möbel, die Gärten, alles befand sich in einem Zustand, der für die Eigenthümer sehr niederschlagend war. Das Gemälde, das sie hiervon dem Grafen machten, als er sie nach ihrer Zurückkunft besuchte, rührte ihn ungemein. Valerio'n bei Seite ziehend, sagt' er zu ihm: Ihr Gut gränzt mit den meinigen: es wird mir nicht lästig fallen, durch meine Arbeitsleute, Männer von Einsicht, das Ihrige wieder in den besten Stand zu setzen; ich selbst will, ohne daß mir's Beschwerde macht, darüber die Aufsicht führen, und mir einen Zeitvertreib daraus machen, die Zimmer und Gärten wieder auf den vorigen Fuß zu setzen. Ueberlassen Sie's mir dafür zu sorgen. Ich erbitte mir's zum Zeichen unsrer Freundschaft.

Valerio hatte Mühe seinen Vater zu bereden, daß er des Grafen gütiges Anerbieten annahm; es kam aber so zu gelegener Zeit, geschahe auf so gute Art, daß es abzulehnen unmöglich fiel.

Die dieserhalb von Palviano getroffnen Anstalten wurden mit einer Schnelligkeit ausgeführt, die man unter die Wunderwerke der Liebe zählen muß. Die Zimmerleute, die Gärtner, die Maurer, die Bildhauer, die Maler, und die übrigen Arbeiter wurden so lebhaft angetrieben und so freigebig bezahlt, daß in weniger denn zwei Monaten, der Graf im Stande war, zum Valerio und dessen Vater zu sagen: es wär' auf ihrem Landgute alles zu ihrem Empfang bereit. Sie begaben sich dahin; die Wege, die nach selbigem führten, waren ausgebessert, doch keine Gebäude aufgeführt worden; weil im Grunde das Schloß samt seiner Behörde in sehr gutem Stande gewesen war; allein alles was schadhaft, baufällig geworden, war wiederum auf's Beste hergestellt, die Gänge im Garten ausgefüllt, die Bäume beschnitten, die Lustftücke mit den kostbarsten Blumen geschmückt, Bildsäulen von Werth im Garten sowol als im Hause selbst hin und wieder angebracht, die Möbeln sehr nett, und der Bequemlichkeiten noch viel mehr geworden.

Mitten unter einer großen Anzahl Gemälde von Belang erkannte man die Bildnisse von dem

Vater, dem Bruder Eleonoren's und von ihr selbst. Der Graf, Zögling eines der geschicktesten Künstler, und was noch mehr, von seiner Leidenschaft geführt, hatte dies Gemälde mit all den Zügen seiner Gebieterin geschmückt, die tief seinem Herzen eingegraben waren, und sich ihm täglich noch tiefer eingruben.

Wie vergnügt, wie erkenntlich Eleonorens Vater hierüber war, kann man sich leicht vorstellen. Nicht zufrieden selbst an ihn zu schreiben, wllt' er, daß seine Tochter auch die Feder ergreifen und ihm dafür danken sollte. Der Brief von Valerio's liebenswürdiger Schwester war höflich und schmeichelhaft, doch hielt er sich in den Grenzen der strengsten Bescheidenheit. Nur der Liebe hellsehendes Auge allein vermochte darin einen kleinen Schimmer von Zärtlichkeit wahrzunehmen. Der Graf beantwortete ihn durch ein Billi", worin seine Empfindungen deutlicher ausgedrückt waren, erhielt aber darauf keine Antwort; man begnügte sich diesen Brief und einige folgende mit Glimpf aufzunehmen.

Valerio's Vater gab Palviano'n in seinem Hause zu Rom ein Festin, dem nach Landessitte ein Konzert vorangieng. In selbigem lies Eleonore ihre Talente für die Tonkunst schimmern. Weil's

grade

grade Karnevals-Zeit war, ging's sehr fröhlich daselbst her, als ein Page zwei maskirte Kavaliere anmeldete, die eingelassen zu werden verlangten. Da sie sehr wohl gekleidet waren, konnte man ihnen das nicht abschlagen und man erkannte sie bald für Celinden und Veronika'n ihre Vertraute. Der Graf hatte nicht umhin gekonnt, einen so galanten Umgang als nur möglich mit ihr fortzusetzen, ungeachtet seiner großen Liebe zu Eleonoren. Wiewol ihre Gegenwart hier ihm ein wenig lästig fiel, so blieb er doch in Fassung. Die Damen waren der Gesellschaft gröstentheils bekannt, und wurden von selbiger sehr wohl aufgenommen; zum Unglück aber, für Celinden sang Eleonore, die man zu singen bat, folgendes Liedchen:

Dem Geliebten widerstehen,
Mädchen, ist ein harter Straus;
Eine Sylb' aus seinem Munde,
Eine Thräne seiner Wangen
Weckt das schlafende Verlangen,
Löscht den Vorsatz mancher Stunde
Und der Mutter Regeln aus.

Das öffnete Celinden vollends die Augen. Angespornt durch Eifersucht bemerkte sie in den Augen des Grafen und Eleonoren's Beweise ihres Verständnisses, und entschloß sich zu der grausamsten

Rache. Celinden's Mann hatte einen Obristlieutenant, der Camillo hieß, und einer von jenen Schlägern war, die man ehemals in Italien häufig fand. Fähiger zu schlechten Handlungen als zu Thaten des Muths, hatt' er beinahe zwei Jahre lang Eleonoren geliebt, war aber von ihr, sehr übel behandelt, völlig zurückgewiesen, demungeachtet aber nicht abgeschreckt worden; vielmehr war er gesonnen, dem der glücklicher seyn würde, als er, auf's möglichste zu schaden. Celinde gab ihm zu verstehn, der Graf sey der glückliche Neben-Buhler, den er so sehr befürchte. Sofort spie Camillo Feuer und Flamme, und drohte dem Grafen und seiner Geliebten das Herz zu durchboren, und es ward Celinden sehr schwer ihn so weit zu bringen, daß er bis zu dem Augenblick einer sicherern Rache an sich zu halten versprach.

Die Liebe des Grafen wuchs, und gab sich Eleonoren immer mehr durch fortgesetzte Wohlthaten gegen ihr Haus zu erkennen. Mit Vergnügen hörte sie die schriftlichen Versicherungen davon, doch als ein züchtiges und wohlerzognes Mädchen sprach sie von Heurath, sobald sie für gut fand, daß man mit ihr von Liebe sprach. Der Graf, weit entfernt hierüber bestürzt zu werden, gab ihr zur Antwort: Blos dahin gingen all seine Wünsche; er bat lediglich, ihm Zeit zulassen, sich der Einwilligung seiner

beiden

beiden Oheime, die Kardinäle waren, zu versichern. Leicht war diese Einwilligung nicht zu erhalten. Die beiden Oheime hatten ihrem Neffen eine glänzende Partie vorgeschlagen, bei der die höchste Geburt sich mit den größten Glücksgütern vereinigt befand.

Indeß verzweifelte Palviano nicht, dies Hinderniß zu zernichten; der Wohlstand erlaubte ihm aber nicht, bevor er in seinen Angelegenheiten nicht weiter war, der schönen Eleonore so fleißig wie bisher, die Aufwartung zu machen. Zu häufige und zu öffentliche Besuche hätten dem Rufe des Fräuleins und den rechtsaffnen Absichten, die er mit ihr hatte, in der Ausführung schaden können. Sonach kam man dahin überein; daß er sie nur des Nachts in einer Kammer im ersten Stock sehn sollte, welche die Duenna bewohnte, und daß diese bei jeder Unterredung gegenwärtig seyn sollte. Diese Zusammenkünfte dauerten zur größten Zufriedenheit der beiden Liebenden eine Zeitlang, allein das Glück wollte selbigen ein Ziel setzen.

Der niederträchtige und grausame Camillo faste anfänglich den Gedanken, den Grafen unruhig zu machen; suchte ihn deshalb eines Morgens auf, und nachdem er ihn gefragt, ob es wahr sey, daß er auf Eleonoren Absichten habe, wollt' er ihm zu

ver-

verstehn geben, daß er dies Mädchen gleichfalls liebe, und von ihr so übel nicht behandelt worden sey, als sie's ihm gesagt habe. Der Graf entrüstet, daß man ihm einen solchen Argwohn einflößen wollte, sprang hitzig auf, behandelte ihn in hohem Ton, und gab ihm zu verstehn, er wolle sich mit ihm schlagen. Camillo fern davon, diese Partie anzunehmen, verließ ihn mit grimmigem Herzen; die eifersichtige und wüthende Celinde setzte seinen Zorn noch mehr in Brand.

Camillo, von den Zusammenkünften de Grafen mit Eleonoren, von der Stunde, wenn sie angingen und der verabredeten Loosung unterrichtet, schlich, nachdem ihm zweimal der Meuchelmord des Grafen mißlungen war, und er einen nochmaligen Versuch für zu unsicher hielt, in gleich teuflischer Absicht eine Viertelstunde zuvor, eh' Palviano zu kommen pflegte, in das Gäßchen, woselbst dieser mit seiner Geliebten sprach; fest versichert, daß Eleonore sich bereits in die Kammer würde begeben haben, woheraus sie gewöhnlich ihre Unterhaltungen zu halten pflegten. Er klopfte dreimal an das Fenster, das auf das Gäßchen stieß. Mit fliegender Eil öffnet Eleonore das Fenster, und in der Dunkelheit ihn für ihren Geliebten nehmend, den sie erwartete, richtete sie einige zärtliche Worte an ihn, die den Verräther noch mehr erbitterter machten. Aus

Furcht

Furcht sich zu verrathen schwing er, und mit der linken Hand die des jungen Frauenzimmers ergreifend, die sie ihm durch die Stangen entgegenstreckte, hieb er sie plötzlich mit einem scheermesserscharfen Hirschfänger ab, den er in der rechten Hand hatte, und womit er ihr Gesicht zu zerfetzen eigentlich gesonnen gewesen. Hierauf verließ er plötzlich das Gäßchen, und begab sich über diese herrliche That höchst entzückt nach Hause.

Einen großen Schrei ausstossend sinkt Eleonore in die Kammer zurück und in die Arme ihrer Duenna, die unter einem heftigen Geschrei neben sie ohnmächtig zu Boden stürzt. Herbeigezogen durch das Geschrei und durch das Gepolter der beiden Gefallnen, fliegt der Alte und sein Sohn hinzu; jenen betäubt der Schreck dermaßen, daß er sinnlos und ganz erstarrt da stehn bleibt, dieser bemüht sich das heftigströmende Blut seiner Schwester zu stillen; da's ihm aber nicht gelingen will, läßt er dies seinem Vater über, wirft sich hastig in Kleider, und eilt nach einem Wundarzt. Unterwegs stößt er auf Palviano, dem er mit kurzen Worten den traurigen Vorfall entdeckt, und ihn sodann bittet ihn hurtig zu einem Wundarzt zu führen.

Der Wundarzt sowol als der Medicus, die Palviano und Valerio in größter Eil herbeigeschaft

hatten,

hatten, sagten nach dem ersten Verbande von Eleonoren's Wunde, sie hätten einige Hoffnung zu ihrem Leben, die Wunde an und für sich sey nicht gefährlich, der starke Blutverlust aber mache sie dazu. Der Verdacht der mördrischen That fiel natürlich auf Camillon, nach den Reden, die er gegen den Grafen zu führen die Keckheit gehabt. Dieser nahm sich fest vor, die strengste Rache an ihm zu üben; seine ersten Bemühungen aber waren der Gesundheit seiner Eleonore gewidmet. Er leistete ihr unablässig Gesellschaft, und entfernte sich nur von ihr, um von dem Pabst und all denen, von denen er Beistand erwarten konnte, Gerechtigkeit gegen ihren Meuchelmörder zu erlangen.

Zu allem Unglück gab man ihm zur Antwort, die gegen Camillo'n vorhandne Beweise wären zu seiner Verurtheilung nicht hinlänglich. Mit einnehmender Offenherzigkeit erzählte er seinen Verwandten die Entstehung und alle Umstände dieser unglücklichen Sache; sie wurden insgesamt entrüstet, und konnten nicht umhin vollen Beifall dem edlen und gerechten Entschluß des Grafen zu geben, Eleonoren ungeachtet des Zustandes zu heurathen, worein sie war gesetzt worden, indeß suchten sie ihn zu bereden, seine Vermählung bis zur gänzlichen Wiederherstellung seiner Geliebten aufzuschieben, er fand aber sowohl in seiner Liebe als in seiner Rachgier Gründe, selbige nicht weiter hinauszusetzen.

Der schändliche Urheber jener Frevelthat muß eines schmählichen Todes sterben! sagte Palviano zu Eleonoren's Vater. Ich habe seine Bestrafung über mich genommen; bevor ich mich aber auf eine Art an ihm gerochen, die die Nachwelt erstaunen soll, muß ich das seyn, was ich jetzt nicht bin — Ihr Schwiegersohn. Nehmen Sie mich dazu an. Ihrer und meiner Ehre halber ist es besser, wenn man sagt, Eleonoren hat ihr Gatte, als es hat sie ein Freund ihres Vaters gerochen. Gewähren Sie mir also Ihre Tochter, weil sie noch Leben athmet. Dadurch werden Sie ihren guten Namen retten, und keinen Fremden die Beruhigung zu verdanken haben, die ich Ihnen verschaffen will.

So sehr ehrenvoll dieser Antrag auch dem Vater und dem Sohn schien, so unumgänglich nothwendig sie ihn auch zur Vorbauung all' der nachtheiligen Gerüchte fanden, welche über dies Abentheuer in der Welt sich verbreiten konnten, so unterließen sie doch beiderseits, der Alte besonders, nicht, dem Grafen diese Verbindung von der Seite zu zeigen, die er bei seinem raschen Projekt nicht in's Aug gefaßt haben mochte. Er versicherte aber heilig und theuer, er habe das längst, und beharre fest auf seinem Vorhaben. Nunmehr gab der gute Alte, in den der Graf noch immer eifriger mit Bitten stürmte, seine

Ein-

Einwilligung, und eilte selbst zu Eleonoren ihr diese angenehme Nachricht zu hinterbringen.

So hingestreckt sie auch durch ihre Krankheit war, so vergoß sie doch Freudenthränen, und sich stärker machend, als sie war, sagte sie mit freudigem Entzücken, sie wolle vergnügt sterben, wenn sie sich Palviano's Gattin sähe; zugleich fragte sie, ob sich dieser Kavalier in ihrem Hause befände, und ob's ihr wol erlaubt sey, einen Augenblick mit ihm zu sprechen. Da sie jetzt fast gar kein Fieber hatte, glaubte man ihr diese Unterredung ohn' alle Gefahr verstatten zu können; nichts desto weniger ward sie bei seiner Erscheinung von einer so gewaltigen Freude ergriffen, daß sie in Ohnmacht sank Gleichwol hatte dies keine weitere Folgen, und man brachte sie wieder zu sich. Um einer zweiten Ohnmacht vorzukommen, verbot der Wundarzt den beiden Liebenden mit einander weiter zu reden. Sie mußten sich begnügen, durch Blicke das einander zu entdekken, was in ihrer Seele vorging. Palviano wahrnehmend, daß seine Gegenwart der Kranken Linderung zu geben schien, verließ sie den ganzen Tag nicht. Gegen Abend ließ man einen Priester und Notar kommen, und die Vermählung geschahe in Gegenwart dreier Anverwandten, die man zu Zeugen eingeladen hatte.

Man

Man hätte die beiden folgenden Tage sagen sollen, Eleonore befände sich weit besser, und der Wundarzt selbst schmeichelte sich, sie dem Tode entreissen zu können; er irrte sich aber in seinen Wahrnehmungen. Den folgenden Tag befiel die Kranke ein so heftiges Fieber, daß man an ihrem Leben verzweifelte. Sie nunmehr für todt zählend, wollte Palviano seine bereits längst ausgedachte Rache nicht länger aufschieben.

Celinde hatte indeß die Verbindung erfahren, und brach in so unbesonnene Reden aus, daß ihr Mann, da ihr Antheil an der Meuchelthat, und die wüthende Liebe, von der sie für den Grafen brannte, hierdurch an den Tag kam, bewogen wurde, sich von dem Pabst den Befehl zu erbitten, daß sie auf Zeit Lebens in ein strenges Kloster gesperrt würde, woselbst sie ihre Tage in erzwungner Buße endigte.

Palviano suchte in der Zeit Camillo'n allenthalben auf, wo er ihn zu finden glaubte, und wie er ihn gefunden, macht' er ihm tausenderlei Liebkosungen, und sich stellend als wüßt er gar nichts von dem, was vorgegangen, nöthigt' er ihn zu sich zum Abendessen. Camillo, der sein Schurkenstück sehr heimlich ausgeführt hatte, und überdies weder in der Stadt noch in Eleonoren's Nachbarschaft da-

von sprechen hörte, bildete sich ein, es könnte auch dem Grafen noch unbekannt seyn. Sonach keine üble Absicht argwöhnend, wär er so unvorsichtig, sich — wie er schon oft gethan — auf den Abend eingeladnermaßen zum Essen einzustellen. Unterm Vorwande, zwangloser seyn zu können, führte ihn der Graf in ein hinten hinaus belegenes Zimmer; wo sie sich zu Tische setzten, und aßen und zechten.

Palviano hatte in Camillo's Wein schlafmachende Sachen thun lassen, so daß dieser Kavalier gar bald in eine Art von Schlafsucht sank; der Graf übergab ihn nun den Händen seiner Diener, die schon wußten, was sie mit ihm zu thun hatten. Sie banden ihm Händ' und Füße, den Leib aber an eine mitten im Saale stehende Säule, und um den Hals zogen sie ihm einen Strick. Als dies geschehn, eilte der Graf zu seinem Schwiegervater, um die wenige Zeit, die seine Gattin noch zu leben hatte, bei ihr zuzubringen. Um neun Uhr gieng er fort. ein wichtiges Geschäft vorschützend, und in zwei Stunden wiederzukommen versprechend.

Palviano fand Camillo'n bei seiner Zurückkunft ganz nüchtern, und die ihm bevorstehende Szene ahnend, vor Schmerz fast vergehend. Mit kläglicher Stimme fragte er ihn, durch welche Beleidigung er sich eine solche Behandlung zugezogen?

Ohn'

Ohn' ihm darauf zu antworten, setzt sich der Graf ihm gegenüber auf einen Lehnstuhl, zieht ganz kalt Eleonorens abgehauene Hand in einem goldnen Futteral hervor, und zeigt sie ihm mit den Worten: Kennst'u das? Bei diesem Anblick schwanden Camillo'n die Sinne, er erstaunte, schlug die Augen nieder; doch sich plötzlich zusammenraffend, gestand er sein Verbrechen, und seinen Nebenbuhler zu erweichen glaubend, flehte er ihn um Mitleid und Erbarmen in den stärksten Ausdrücken an, die die Liebe zum Leben ihm nur einzuflößen vermochte.

Vergebliches Flehen! Er hatte mit einem unerbittlichen Feind zu thun, mit einem Manne, dem seine sterbende Gattin immer vorschwebte, und der das Denkmal seiner Wuth in Händen hatte. Mit wildem funkelndem Auge, mit emporgesträubtem Haar, küßte er die Hand seines trauten Weibes, und sofort hieb einer von den drei Dienern des Grafen Camillo'n die eine Hand ab, welche die übrigen beiden gehalten hatten. Eine halbe Stunde lang ließ man ihn unter fürchterlichem Gebrüll so bluten dann hielt ihm der Graf wieder die Hand seines Weibes vor, küßte sie nochmals, und man säbelte ihm die andere Hand herunter. Wie er sich beinahe ganz verblutet, ließ er ihn durch seine Diener erdrosseln, denen er Befehl gegeben, zur Mitternacht den Leichnam, die beiden Hände um den Hals geschnürt, am Eingange des Gäßchens aufzuhängen.

In der Wallung, die ihn dergleichen Rache verursacht, kehrte der Graf zu seiner Gattin, und machte ihr von dem Vorgefallnen ein nur zu treues Gemälde. Eleonoren's Seele war von all den sie durchströmenden Empfindungen bereits sehr ermattet; ihr Leben schien der ihr bedrohenden Gefahr entronnen zu seyn; die Freude mit einem zärtlichen, liebenswürdigen reichen und angesehenen Liebhaber vereinigt zu seyn, hatte in ihr eine Erschütterung von einer andern Art erzeugt.

Die Erzäh..ung der Rache, die man an ihrem Meuchelmörder genommen, griff sie von neuem sehr heftig an; dergleichen Stürme auszustehn, war sie zu kraftlos; das Fieber kam wider, nahm dem folgenden Tag zu, und endete sich nur mit ihren Leben.

Der unglückliche Graf ward durch seine Anverwandte fern von Rom weggerissen, und beschloß sein Leben in auswärtigen Ländern. Sein Abentheuer machte lange Zeit den Unterhaltungsstoff von Rom und ganz Italien.

V.

Don Pedro,

eine

portugisische Criminalgeschichte.

Längst schon hat man mündlich und schriftlich bewiesen, wie unsicher das Beweismittel der Foltersey, wie oft das Ohngefähr einen blos Unglücklichen zum Missethäter und bey Handhabung jener Grausamkeit zum überwiesenen Verbrecher machen könne; da hingegen auf der andern Seite der verstockte, fühllose Bösewicht durch Erduldung der quaalvollsten Marter sich von allem Verdachte zu reinigen vermöge. Dennoch ist diese Stimme der Wahrheit in viele Länder noch nicht gedrungen, dennoch ächzt noch öfters die Unschuld unter den Händen blutdürstiger Henker, dennoch sträuben sich selbst die verblendeten Richter eine Gewohnheit abzuschaffen, die die Menschheit entehrt, und deren unvermeidliche Folgen Irrthum, Ungerechtigkeit und Mord zu seyn pflegen.

Auf meiner Reise durch Portugall stieß ich ohnweit Montremos auf ein Schloß, von dessen Be-

sitzer man mir so viel Merkwürdiges erzählte, daß ich mich nicht enthalten konnte, den Mann persönlich kennen zu lernen. Er sollte, berichtete man mir, wegen ungeheurer Verbrechen vor Gericht gezogen, gefoltert, zum Tode verurtheilt, und auf eine wunderbare Weise von allem Verdachte und Strafe befreit worden seyn. Bestimmt vermochte man mir nicht die Umstände anzugeben, und dies war mir auch um desto lieber, weil ich sogleich den Entschluß faßte, meine Neugierde an der Quelle selbst zu befriedigen.

Es kostete mir nicht geringe Mühe, bei dem Besitzer des Landhauses Eintritt zu erhalten. Er schien ein Sonderling der ersten Klasse zu seyn. Doch mein anhaltendes Bestreben gelang endlich, und man führte mich in sein Zimmer. Ich hatte vermuthet einen schon bejahrten Mann zu finden, und erstaunte daher nicht wenig, als ich einen Jüngling erblickte. Seine Bildung war edel; tiefer Gram schwebte auf seiner Stirne. Sein Gewissen dünkte mir ihn nicht von der Schuld freizusprechen, wovon ihn der Ausspruch des Richters ledig machte.

Don Pedro, so hieß der junge Mann, bewillkommte mich mit feierlichem Ernste, schien erstaunt zu seyn, einen Fremden bei sich zu sehen, der, nach seinem Vorgeben, Bestellungen an

ihn

ihn hätte, und versicherte: daß er schon seit Jahr und Tag weder in irgend einer nahen oder entfernten Verbindung stünde, noch daß mein Name ihm im mindesten bekannt wäre.

Ich entschuldigte mein dreistes Benehmen, und verständigte ihn in möglichster Kürze von der Ursache meiner Zudringlichkeit. Er ließ mich ganz ausreden, ergriff sodann innigst gerührt meine Hand, blickte gen Himmel, trocknete eine Thräne aus seinem Auge, und sprach endlich:

„Ihr Verlangen soll erfüllt werden. „Nur um Geduld muß ich Sie bitten. Nicht „jeden Tag bin ich zu der Erzählung einer „Begebenheit geschickt, die meines Lebens „Freude tödtete, die diese Furchen auf meiner „Stirne zog. Bleiben sie einige Tage auf „meinem Schlosse. Ihre Freimüthigkeit gefällt „mir. Und ob ich gleich des Umgangs mit „Menschen entwohnet bin; so sollen Sie doch, „hoffe ich, keine Langeweile bei mir haben.

Ich hatte keinen Grund, diesen Vorschlag nicht anzunehmen, und in der Folge noch weniger Grund, meinen Entschluß zu bereuen. Don Pedro war ein Menschenfreund, aber keiner von der schlimmen Gattung. Er floh blos die Gesellschaft, weil

er sich selbst darin nicht gefiel, weil er fürchtete, in den Augen der Welt, bei den Leiden seiner Seele, eine üble Rolle zu spielen. Deshalb verbarg er sich, nicht aber wegen eigentlichem Hasse gegen die Menschheit. Wir wurden bald die vertrautesten Freunde. Er schien sich bei meiner Gegenwart der Vergangenheit nicht mehr zu erinnern, und ich hütete mich wohl, ihn an dieselbe zu mahnen, ob ich gleich vor Verlangen brannte, mit seinem traurigen Schicksale näher bekannt zu werden.

Drei Tage giengen wie eben so viel Stunden dahin. Ich machte itzt Mine zur Abreise, und mein Wirth wiedersetzte sich nicht. Voll Begierde harrte ich auf die versprochene Erzählung; aber es wurde keine Anstalt gemacht, diese Zusage zu erfüllen. Es dünkte mir, als ob Don Pedro's Auge mich anflehte, dies Versprechen nicht in sein Gedächtniß zu rufen, und so sauer mir es auch ward, so leistete ich doch diesem scheinbaren Wunsche Genüge. Aber ich hatte mich geirrt. Eben, da ich nun zu meiner Reise gerüstet war, und von dem Besitzer des einsamen Schlosses Abschied nehmen wollte, faßte er mich bei der Hand, bat mich, noch einige Augenblicke zu verweilen, und began also:

„Freund! ich erkenne Ihre Bescheiden-
„heit mit Danke. Sie wollen mich nicht an

„mein

„mein Versprechen erinnern, weil Sie glau„ben, ich wäre des Berichts meiner Leiden „gern überhoben. Aber es ist nicht so. Ich „erwartete blos die letzte Stunde Ihres Hier„seyns, um Ihnen eine Begebenheit mitzu„theilen, die nothwendig Ihren frohen Sinn „trüben, und mich also des Vergnügens, ei„nen heitern Gast zu haben, berauben mußte. „Itzt sind sie bereit abzureisen, und itzt ver„nehmen Sie die grause Geschichte, die un„aufhörlich in meinem Gedächtnisse schwebt, „unaufhörlich die Ruhe meiner Seele ver„scheucht.

Don Pedro schwieg. Schauer durchbebte mich. Ich wagte nicht laut zu athmen. Mein Wirth öffnete endlich wieder seinen Mund, und erzählte, wie folget:

Als ich — hub er an — aus dem Traume der Kindheit erwachte, befand ich mich in dem Hause eines Kaufmanns zu Lissabon, worin ich Sohn genannt, aber nicht als Sohn behandelt wurde. Ein Mann in mittleren Jahren, von ernstem Ansehen und noch ernsterem Betragen gab sich für meinen Vater aus, und eine Frau voll Eigenwillen, Zanksucht und Jachzorn stellte meine Mutter vor. Kei-

ne

ne väterliche Liebe, keine mütterliche Zärtlichkeit war in dem Verfahren meiner Eltern gegen mich zu entdecken. Der mindeste Fehler wurde furchtbar gerügt, und oft beklagten mich selbst die Domestiken, daß man so streng mit mir umgienge.

Was mich aber für dies alles entschädigte, war ein holdes, liebenswürdiges Mädchen, die Tochter vom Hause, mit Namen Josephe. Die Natur behauptete ihre Rechte, und ließ mich dunkel ahnden, daß sie nicht meine Schwester sey. Ich hatte wenige Jahre vor ihr voraus, wir wurden zusammen erzogen, Josephe hieng fest an mir; kein Wunder also, daß aus der Gespielin des Knabens die Geliebte des Jünglings wurde. Bis in mein sechzehntes Jahr galt indeß das für Bruderliebe, was wahre männliche Zärtlichkeit war. Um diese Zeit vernahm ich Dinge, die mich auf einmal zu mir selber brachten, die das harte Betragen meiner angeblichen Eltern erklärten, die mir in Rücksicht Josephens bald andere Gesinnungen einflößten, oder vielmehr über meine bisherigen Empfindungen für sie das wahre Licht verbreiteten. Der Vorfall war folgender.

Ein Handlungsdiener gerieth mit dem Manne, der sich meinen Vater nannte, in Streit, wurde hart von ihm behandelt, und mußte, obgleich das

Recht

Recht auf seiner Seite war, plötzlich das Haus räumen. Er belangte seinen ehemaligen Herrn vor Gericht, erhielt vollkommene Genugthuung, war aber hiermit noch nicht begnügt, sondern rächte sich auf eine Art, die nicht nur meinen Pflegevater und seine Tochter, sondern auch mich ins Unglück stürzte.

Der Rachgierige paßte mir eines Tages in einer Strasse auf, wodurch ich gewöhnlich gieng, wenn ich mich nach der Schule begab. Er stellte sich äusserst erfreut mich zu sehen, versicherte mich unaufhörlich seiner Liebe, und fügte endlich hinzu; daß er mir etwas zu etdecken hätte, wovon das Wohl meiner ganzen zukünftigen Lebenszeit abhienge. Neugierig, bat ich ihn, mich sogleich mit diesem Geheimnisse zu beglücken. Aber er fand den Ort unsrer Unterredung zu unbequem, ersuchte mich, sobald die Schule geendet seyn würde, in ein Haus zu kommen, das er mir als seinen gegenwärtigen Aufenthalt genau beschrieb, und eilte, nachdem ich ihm dies versprochen hatte, auf das schleunigste von dannen.

Mit heißer Sehnsucht erwartete ich das Ende meiner Lehrstunden. Ungeduld verlängerte jeden Augenblick. Endlich schlug die Glocke, und ich flog, wie vom Sturme getrieben, nach der angewiesenen Straße. Ich fand das beschriebne Haus bald. Mein Mann harrete schon meiner.

„Freund!

„Freund! — sprach er, als er mich auf „sein Zimmer geführt hatte: — was ich Ih„nen zu sagen habe, ist wenig. Sie sind „nicht der Sohn des Mannes, der sich für „Ihren Vater ausgiebt.

„Wie! — rief ich ausser mir: — ich „hätte keinen Vater? —

„Geduld, Freund! — versetzte jener: „— mein Bericht ist noch nicht zu Ende. „Wohl haben Sie einen Vater; aber er ist „weit, weit von hier, und gab Sie blos zur „Erziehung in das Haus, worin Sie sich ge„genwärtig befinden.

Wie in Stein verwandelt blickte ich den Menschen an, der mich aus meiner Täuschung riß. Er wiederholte indeß mit den feierlichsten Versicherungen seine Aussage, und ich drang endlich in ihn, mir zu entdecken, wo und wer mein Vater sey, damit ich hin und ihn aufsuchen könnte. Aber dies wußte der Verräther selber nicht. In einem so hohen Grade er auch das Vertrauen seines ehemaligen Herrn besaß, so hatte sich doch dieser klüglich gehütet, ihm das Geheimniß meiner Geburt kund zu thun. Was er mir berichtete, schloß er blos aus der Ankunft verschiedener Gelder und

Wech-

Wechsel, die alle Jahre zu bestimmter Zeit, unter der Rubrik: Zur Erziehung des jungen Pedro, sich einfanden. Weiter war dem ehemaligen Diener in meines Pflegvaters Handlung nichts bekannt, und dies schien ihm für mich genug zu seyn, um allem Uebrigen auf den Grund zu kommen.

Ich verließ ihn endlich in einem Zustande, der unbeschreiblich ist. Unwille, Neugierde, Sehnsucht, Betrübniß, alles dies kämpfte in meiner Brust, und versetzte mich am Ende in die schwermuthsvollste Gemüthsstimmung. Ich kam nach Hause, eilte auf mein Zimmer, und hier befreite mich ein Thränenstrom von meiner Beklommenheit. Mein Entschluß ward nun gefaßt. Ich wollte erstlich in meinen Pflegevater dringen, mir das Geheimniß meiner Geburt zu entdecken, und, im Falle er sich hiezu nicht verstände, aus seinem Hause fliehen, und bei jenem Verräther, den ich als meinen größten Wohlthäter betrachtete, Zuflucht suchen.

Dieser Vorsatz, den ich für das Resultat meiner eigenen Ueberlegung hielt, war nichts mehr und nichts weniger, als die Eingebung des Nachgierigen, der mich künstlich auf diese Gedanken schon im voraus zu leiten wußte; und sicher wäre ich auf der Stelle das Werkzeug seiner Rache geworden, hätte mich nicht ein Gegenstand, der mir mehr,

als Vater, Glück und alles galt, von der Ausführung meines Entschlusses abgehalten.

Dieser Gegenstand war Josephe. Sie hatte mich durch das Fenster auf der Straße bemerkt, als ich in düsteres Nachdenken versunken, nach Hause kam. Das gute Mädchen gerieth in Angst, da ich nicht, wie gewöhnlich, sogleich auf ihrem Zimmer erschïen, und trat in meine Kammer, als ich eben jenen Vorsatz gefasset hatte. Sie lag mir an, ihr die Ursache meiner Schwermuth zu entdecken. Vergebens sträubte ich mich. Ihre Macht über mich war zu groß. Bald wußte sie alles.

Was itzt geschah, läßt sich leicht errathen. Josephe liebte mich, ich sie. Mein Entschluß war das sicherste Mittel, uns vielleicht auf immer zu trennen. Diese Gefahr zeigte sie mir weinend. Und ich, zitternd vor dem bloßen Gedanken, von Josephen zu scheiden, erschrack über meine Unbesonnenheit, und schwor dem betrübten Mädchen, eher mein Leben hinzugeben, als nur den mindesten Versuch zu wagen, wodurch ich ihren Vater erzürnen, und meine Trennung von ihr bewerkstelligen könnte. So ward der Arglistige durch seine eigne Tochter von der ihm drohenden Gefahr gerettet. Aber diese Rettung war für Josephe, ihn und mich das schrecklichste Unglück; denn sie beförderte unser gemeinschaftliches Verderben.

Von

Von nun an betrachtete ich Josephe nicht mehr wie meine Schwester, und sie mich nicht mehr als ihren Bruder. Unser Umgang wurde vertrauter und vertrauter; zumal da meines Pflegevaters Gattin starb. Man warf nicht den mindesten Verdacht auf uns. Kurz: Jesephe befand sich nach Jahr und Tag in Umständen, die sie und mich in die gräßliche Angst versetzten. Wie zum Tode Verurtheilte zitterten wir der Entdeckung entgegen, wodurch wir beschimpft, getrennt, vielleicht auf immer von einander gerissen werden sollten. Ausser uns flohen wir alle menschliche Gesellschaft, verschlossen uns in unsre Zimmer, und weinten und rangen die Hände, bis unsre Thränen versiegt waren, bis wir fühllos mit unserm eigenen Jammer unbekannt da standen, und mit stieren Blicken einander verzweiflungsvoll anstarrten. Josephens Vater gieng seinen Geschäften nach, und nahm unser Thun und Lassen wenig in Obacht. Aber das Hausgesinde war aufmerksamer als er, und schon hörten wir hin und wieder Worte, die kalten Schauer durch das Mark unserer Gebeine jagten.

Um diese Zeit war es, als einer meiner alten Schulfreunde, der Sohn eines Apothekers, mir seinen Besuch abstattete. Es war ein braver, redlicher Junge, auf den ich von jeher viel hielt, und der meine Liebe für ihn mit innigstem Wohlwollen und

Zutrauen erwiederte. Aeusserst besorgt, daß ich mich so lange nicht sehen ließ, kam er zu mir, bebte zurück, da er meiner bleichen Wange gewahrte, und beschwor mich bei unserer Freundschaft, ihm zu entdecken, was mir gebräche. Ich weinte mich an seinem Busen aus. Seine Thränen vereinigten sich mit den meinigen. Er bot alles auf, mich zur Ausschüttung meines Jammers zu vermögen, vermaß sich hoch und theuer, mir aus allen seinen Kräften beizustehen: und ob ich gleich auf das Letztere wenig rechnete; so öffnete ich doch meinen Mund, und vertraute dem edlen Bernardo, was mich quälte, was meiner Seele Ruhe auf immer zu beendigen drohete.

Mein Freund nahm anfänglich den wärmsten Antheil an meiner Erzählung. Er gerieth bei dem Bekenntnisse, daß Josephe nicht meine Schwester sey, ausser sich vor Verwunderung. Da ich aber zu der Entdeckung von ihrer Schwangerschaft kam, die doch in meinen Augen als das größte Elend betrachtet zu werden verdiente, zeigte sich in Bernardo's Miene nicht die mindeste Spur von Staunen oder Mitleiden; vielmehr begann er nach Endigung meines Geständnisses aufs neue seine Verwunderung auszulassen, daß derjenige, den die ganze Stadt dafür hielt, nicht wirklich mein Vater seyn sollte.

Ich bat ihn, mir nicht mehr hieran zu gedenken; weil dies der Grund aller meiner gegenwärtigen und zukünftigen Leiden wäre. Aber er versicherte mich, daß dieser Zufall zu meinem größten Glücke gereiche, verhieß mir seinen Beistand wegen Josephens bedenklichen Umständen, und lud mich noch für denselben Abend zu einem Besuche in seinem Hause ein. Ich hatte wenig Lust, ihm diesen zu versprechen; doch sah ich mich endlich hierzu genöthiget, und begab mich, unserer Abrede gemäß, sobald es dunkel ward, nach Bernardo's Wohnung.

Mein Freund war, wie ich schon bemerket habe, der Sohn eines Apothekers. Er war bestimmt, die Nahrung seines Vaters fortzutreiben, und lag der Kräuter- und Heilkunde mit dem größten Fleiße ob. Als ich in sein Zimmer trat, fand ich ihn mit der Mischung einiger Arzneien beschäftiget. Ich achtete anfangs darauf wenig, und fieng sogleich wieder an, von meinem und Josephens Elende zu sprechen. Bernardo unterbrach mich mit der Bitte, nicht so laut von einem Uebel zu reden, das nun bald würde gehoben seyn. Erstaunt forderte ich die Erklärung dieser Worte; und der junge Apotheker deutete lächelnd auf sein Arzneiglas, und rühmte desselben behende und trefliche Wirkung.

„Nimm hin Freund! — sprach er zuletzt
„ernst und feierlich; — nimm hin diese Medi-

„ein. Was ich für Dich thue, thue ich für
„keinen Andern. Ich rechne auf Deine Ver-
„schwiegenheit. Selbst Josephe muß nicht
„wissen, wer diese Arznei bereitete, und wozu
„sie eigentlich dienen soll.

Ausser mir vor Entzücken fiel ich meinem Freunde um den Hals, dankte ihm tausend und wieder tausendmal, und floh sodann eiligst meiner Wohnung zu, um die erhaltene Medicin, noch ehe die Zeit des Abendessen herankäme, in Josephens Hände zu überliefern. Aber zum Unglücke hatte ich mich zu lange bei Freund Bernardo verweilt. Ich kam im Hause meines Pflegevaters an, als dieser sein Comptoir verließ, und in Begleitung seiner Handlungsdiener zu Tische gehen wollte. Er erblickte das große Glas unter meinem Arme, fragte begierig: wozu dies sollte, ob ich krank wäre und wo ich es her brächte? Und ich beantwortete in der Verlegenheit alle seine schnell auf einander folgenden Fragen so, wie er sie selbst beantwortet zu haben wünschte.

Die Medicin wurde nun eiligst auf meine Kammer getragen, und noch vor Schlafengehen meiner Josephe überreicht. Das gute Mädchen zitterte bei ihrer Annahme. Ach! sie ahndete, daß ihr Geliebter den Tod ihr gebe.

Sor-

Sorgenlos warf ich mich diese Nacht seit vielen Wochen zum erstenmale auf meine Lagerstätte; aber zwölf Uhr war noch nicht vorüber, als ich schauerlich gewecket wurde. Ich hörte gräßlich meinen Namen rufen, fuhr empor, und erblickte Josephen vor meinem Bette, bleich, bebend, verzweifelnd, ausser sich vor Schmerz.

„Um Gottes willen! — rief sie, und „sank auf mein Lager: — ich muß sterben — „sterben! Gift wühlt in meinen Adern. O „o! Erbarmen!

Was ich in diesem Augenblicke dachte oder that, erinnere ich mich nicht mehr. Josephe ächzte, jamerte und schrie unaufhörlich. Convulsivisch wand sie sich auf meinem Bette; alle ihre Nerven begannen zu zucken. Mein Zureden war umsonst; sie sah, sie hörte nicht mehr. Ihr Angstgeschrei wurde stärker. Das ganze Haus erwachte, das ganze Haus versammlete sich auf meiner Kammer. Auch ihr Vater kam herbei, sank in wilder Verzweiflung auf sein sterbendes Kind, riß wüthend in sein Haar, und schrie laut: Mörder! Mörder! Alles gerieth in Verwirrung. Man holte den Arzt. Aber es war zu spät; Josephe hatte bereits ausgelitten.

Schrecklich war diese Nacht, aber der folgende Tag war noch schrecklicher. Das Gerücht von

Josephens Vergiftung durchlief die ganze Stadt. Man öffnete den Leichnam, fand die Spuren des stärksten Giftes, und schritt sogleich zu einer strengen Untersuchung. Doch, ehe noch die gerichtliche Commißion ihre Besichtigung unternahm, wurde ich von dem Vater der Ermordeten selbst aus dem Hause getrieben. Ich bebte vor ihm, fürchtete seinen gerechten Zorn mehr, als die Strafe des Richters, und er dachte, wie es schien, auf meine Rettung, versah mich bis zum Ueberflusse mit Gelde, und beschrieb mir auf das genaueste den Weg, den ich zu nehmen hätte. Schwer war ich zur Flucht zu bewegen, doch endlich entschloß ich mich, und floh von dannen, wurde aber schon am Abende des ersten Tages eingeholt, in Ketten und Banden geworfen, und nach Lissabon zurückgeführt.

Die Untersuchung begann sogleich. Ich gestand freiwillig alles, was mir bekannt war. Auch Bernardo, mein treuer Freund, wurde gefangen genommen. Aber sein Vater bewies und beschwor, daß alles Gift unter seinem eigenen Verschlusse sich befände; das beigebrachte Medicinglas war nicht das nehmliche, das mir Bernardo überreichte, — er wurde bald wieder auf freien Fuß gesetzt.

Der ganze Verdacht ruhte nun einzig und allein auf mir. Ich wurde scharf bedroht zu bekennen, ob ich nicht, nachdem ich die Arznei aus den

Hän-

Händen meines Freundes empfangen; dieselbe mit Gift vertauschet hätte. Vergebens betheuerte ich meine Unschuld, vergebens rufte ich Gott und alle Heiligen zu Zeugen an; man glaubte meinen Versicherungen nicht, sondern verdammte mich zur Folter.

Ich nahm mir fest vor, mich durch keine Pein zu einem unwahren Bekenntnisse zwingen zu lassen. Standhaft ließ ich mir Hände und Füsse blutig schrauben. Da man aber zum zweiten Grade schritt, und meine Gelenke auseinander zu reissen begann, da unterlag ich der grausen Quaal, und rief sinnlos vor Schmerz: ich habe Josephe vergiftet. Man spannte mich sogleich von der Marterbank los, und kaum hatten sich in etwas wieder meine Kräfte gesammlet, als ich meine Aussage wiederrufte. Doch man drohte mir aufs neue mit einer noch höheren Stufe der Pein, und ich ließ es bei meinem Geständnisse bewenden, und hörte willig mein Todesurtheil an. Das Schwerdt ward bestimmt mein Leben zu enden, und ich erwartete den Tag meines Todes als den Boten der Befreiung von allem Elende.

Die ersehnte Stunde erschien. Man führte mich zu der Gerichsstätte; und die Augen aller Einwohner von Lissabon standen in Thränen. Schon war ich entkleidet, schon war man im Begriffe, mein Augen zu verhüllen; als plötzlich ein vernehm-

liches Halt ertönte. Ein Mönch drängte sich zu gleicher Zeit unter den versammleten Zuschauern hervor, und rief laut:

„Er ist unschuldig. Ich bin der Thäter!„ Alles jauchzte. Man entriß mich den Händen der Henker, und führte mich im Triumphe nach der Stadt zurück. Die Richter eilten herbei. Der Mönch und ich wurden vorgeführt, und kalter Schauer durchbebte mich, als jener sein Gewand abwarf, und mein ehmaliger Pflegevater vor mir stand. Ohne der Richter Fragen zu erwarten, begann er sogleich zu sprechen, und zwar also:

„Ich bin der Mörder, ich bin das Ungeheuer, das seine eigene Tochter vergiftete. „Mich schleppt hinaus, mir schlagt das Haupt „vom Rumpfe. Diesen laßt friedlich von dannen ziehen, er ist unschuldig! Hört mich, „hört meiner Verbrechen Fülle, hört wie ich „seit Jahr und Tag den Zorn des Himmels „reizte, bis endlich das Maaß meiner Verbrechen voll war, bis die Stunde der Rache „erschien, und der Spruch des innern Richters vollzogen ward!

„Dieser Jüngling ist nicht mein Sohn. „Ich gab ihn dafür aus, um sein Eigenthum „an mich zu reissen, um ihn desto sicherer be-

„trügen,

„trügen, mißhandeln, unterdrücken zu können.
„Sein Vater war mein Freund, glaubte, da
„verworrne Handlungsgeschäfte in Brasilien
„seine Gegenwart erforderten, glaubte mir
„sein edelstes Kleinod ohne alle Gefahr an-
„vertrauen zu können, und überlieferte das
„Lamm der Gewalt des Wolfes. Ein zwei-
„jähriges Kind nahm ich Pedro als einen
„Fündling in mein Haus auf, veruntraute die
„ungeheuren Summen, die mir sein Vater
„alle Jahre zu seiner Erziehung sandte, und
„erzog den Sohn meines reichen Freundes
„als den Sohn eines Bettlers.

„Der Hintergangene sah sein Vaterland
„nie mehr wieder. Er starb vor kurzem in
„Brasilien, und vermachte mir, im Falle sein
„Sohn ohne Erben stürbe, sein ganzes Ver-
„mögen. Ich erfuhr dies durch einen meiner
„Correspondenten, und ein teuflischer Entschluß
„gedieh sogleich in mir zur Reife. Pedro muß
„sterben, so ward es beschlossen; aber wie dies
„mit Sicherheit auszuführen sey, das wußte
„ich noch nicht. Die Hölle schaffte Rath.
„Pedro kam mit Medicin in mein Haus, ver-
„sicherte mich auf meine hastige Frage, daß
„er krank wäre, trug die Arznei in seine
„Kammer, und ich — ich verwechselte sie mit
„Gifte.

„Der Himmel ist gerecht, und meine „Strafe war furchtbar. Josephe, meine ei„gene Tochter, erhielt das Gift, und starb un„ter den gräßlichsten Schmerzen vor meinen „Augen. Damals schlief dennoch mein Ge„wissen. Ich fürchtete den Richter, fürchtete „den Tod, rieth Pedro zur Flucht, um desto „stärkeren Verdacht auf ihn zu laden, und der „Unglückliche glaubte mir, und floh. Man „holte ihn ein. Die Untersuchung begann. „Ich hatte sorgfältig alles beiseite geschafft, „was mich verrathen konnte. Die ganze „Schuld fiel also auf ihn. Er ward gefoltert, „bekannte in der Angst, und man verurtheilte „ihn zum Tode.

„Noch immer schwieg mein Gewissen. „Aber da nun die Stunde schlug, wo die „Unschuld bluten sollte, da die Todesglocke „schallte, da Lissabons Einwohner zu dem „schauderhaftesten Schauspiele durch die Stras„sen strömten; da faßten mich Grauen und „Schrecken. Ich floh in ein Kloster, bekann„te meine Sünde, und nahm dies Gewand, „um unerkannt durch das Volk zu dringen, „und meine Schuldigkeit zu erfüllen. Sie ist „gethan. Und hier sind die schriftlichen Be„weise meiner Aussage.

„Itzt,

„Itzt, Richter, sprechet mein Urtheil! „Vorher aber wisset, daß ihr Menschen seyd, „die irren, die ungerecht richten können; vor„her wisset, daß ich es selbst schon über mich „sprach!

„Und nun gewähret meine letzte Bitte. „In Zukunft seyd vorsichtig, seyd milde, „seyd menschlich; sprecht meinen Pflegesohn „frei, und verzeiht auch mir — dem Selbst„mörder!

Plötzlich durchstieß ein Dolch, von eigener Hand geführt, meines Pflegevaters Brust. Er sank, reichte mir seine Rechte, und war nicht mehr.

Die Richter schauderten. Man untersuchte die erhaltenen Briefschaften und Documente. Ich wurde frei gesprochen, erhielt das Vermögen meines wahren in Brasilien gestorbenen Vaters, und lebe nun schon seit drei Jahren einsam und unglücklich auf diesem entlegenen Schlosse.

Hier schwieg Don Pedro. Ich stand von seiner Seite auf. Er drückte wehmuthsvoll meine Hand.

„Dort

„Dort oben — rief er mit Thränen in „den Augen: — dort sehe ich meine Josephe „und auch Sie, Freund, wieder.

Eine schaurige Empfindung wandelte mich an. Ich verließ den Unglücklichen, verließ die grausen Mauern, worin er sich freiwillig verbannte.

VI.

Genovefa.

Eine Legende.

Warum wird die Rose gepreßt, daß den duftenden Blättern
Ihrer Thränen köstliches Wasser entrieselt? und warum
Wiegt die Distel ihr Haupt so stolz und sicher im Winde?
Warum, — magst du es sagen, du Mädchen der trüberen Seele?
Warum muß Tugend so viel, so viel der Edlere leiden?
Daß sie in Thränen daurender dufte, preßt man die Rose!
Daß sie in Thränen rührender siege, leidet die Unschuld!
Selig, wem der Himmel ein Auge zu weinen gewährte!

Ludwig Theobul Kosegarten.

Immer weiter drangen die Mauren. Schon wehten durch ganz Spanien ihre siegreichen Fähnlein. Umsonst dämmten die drei mächtigsten Ritterorden sich gegen den anschwellenden Strom; umsonst sträubte sich der schwärmerische Christ und warf den unglaubigen Speeren seine bekreuzte Brust entgegen: sie drangen vor bis nach Frankreich. Aus dem Arm der Minne, vom Fülben ihrer Rast, wanden sich die Ritter der Christenheit; mit ihnen zog Pfalzgraf Siegfried von Brabant, die übermüthigen Mauren zu demüthigen.

Kaum den Flittermonden enttaumelt, weinte Genovefa, seine Ehesponse ihm nach. Den Scheidenden unbewußt, schlief in der Pfalzgräfin Schoose eine Frucht ihrer Liebe. Sigfried trennte sich leichteren Muthes von seiner Einzigen: er befahl sie seinem treuen Golo. Auf Ritterwort und Reliquie hatte Golo geschworen, nie zu wanken von ihrer Seite, sie zu bewachen, gleich ihrem Schutzengel. Hoch war ihr Vertrauen zu dem Ritter, denn ihr Siegfried liebte ihn; aber der Ritter war eine falsche Schlange, die nur später aus ihrem Hinterhalte hervorstürzt, um ihren Raub gewisser zu fassen. Eingeschlichen durch seine Heuchelei, in des Pfalzgrafens argloses Herz, war Genovefa schon lange der Preis, um den er diente. Von seinen Reden angeflammt griff der Pfalzgraf nach Kreuz und Schwerdt; durch seinen Eifer getäuscht, hinterließ er ihn zum

Wäch-

Wächter seiner schönsten Perle. Genovefa war schön, schöner noch in ihrem Kummer; schwer mußte es jedem Herzen werden, in ihrer sonnigen Nähe, nicht in Liebe emporzulodern; ihr Vertrauen, ihre Heiligkeit zu fühlen und sie noch auf eines Andern Altare anbeten zu müssen! Golo vergaß gar bald die eingelernte Rolle seiner bübischen Weisheit und verrieth seine lasterhaften Flammen.

Einsam wandelte Genovefa am liebsten im Eichenhaine, der die Burgwälle begränzte. Dort stand auf jedem Stamme Sigfrieds Namen, verwebt mit dem ihrigen, dort zeugte noch manches falbe Plätzchen im Rasen: Hier saß er! dort lispelte jedes grüne Blättchen: Hoffe, hoffe, Genovefa! dein Trauter kehrt wieder! Mit seinem Sündenbekenntniß entweihte Golo dies Heiligthum.

„Wird euch denn niemals, sprach er, der Freund ersetzen, was ihr im fernen Gatten entbehren müßt? — Wohl weiß ich, daß Liebe, nur Liebe zu ersetzen vermag! Schönste Frau — Golo liebt euch wie euch Sigfrid nimmer lieben konnte! — Laßt euch Liebe mit Liebe ersetzen!“

„Ritter, versteh' ich euch! Seyd ihrs, ihr eures Freundes Freund, meines Sigfrids Freund, der so mit mir spricht — oder hat der böse Geist sich in eure Gestalt gehüllt — mich zu kränken?„ —

„Minniges Weiblein! ein guter Geist spricht aus mir, der Geist der Liebe! gieb dem Geiste durch ein freundliches Wort Flügel, daß er zum Engel werde, und dem deinigen sich nachzuschwingen vermag, wenn das Morgenroth erfüllter Wünsche von deiner schönen Wange strahlt und du im wonnigen Taumel den Gatten im Freunde vergißt! —„

Seine Arme streckten sich frevelnd nach seines Freundes Weibe; seine Augen rollten, seine geschwollnen Lippen küßten den keuschen Odem, der aus ihrem Munde wehte. In der Seraphimherrlichkeit der Tugend stand die Pfalzgräfin vor ihm. Ein Blick, fähig die Irrsterne aus ihren Bahnen zu stoßen, flog ihm entgegen. Seine Arme fielen nieder, bebend sank er auf die einbrechenden Knie. Eine lange Pause. Golo im fürchterlichen Kampf aller Leidenschaften; die Pfalzgräfin ruhig und herrlich wie die Sonne, wenn sie ein Gewitter bekämpfte. Die guten Engel freuten sich des Sieges der Tugend.

Mit Golos Bewußtseyn, kam seine Wuth zurück. Fluchend trat er den Boden, die Faust vor die Stirn geschlagen, brüllte er: Ho! wenn du Humfrid wärst, kalter Golo! — und stürzte davon. Unwillig auf den unwürdigen deutschen Enkel schienen die Eichen ihm nachzurauschen.

Mit dem Namen Humfrid! ging Golos teuflischer Plan in der Pfalzgräfin Seele auf. Nach dem was er that, war er zu allem fähig. Aber ruhig sah sie dem Schlimmsten entgegen. Mag auch das Laster siegen, nie wird die Tugend vor ihm zittern.

Humfrid war nach dem Ritter des Pfalzgrafen Günstling; von seiner Wiege an am gräflichen Hofe, war er mehr sein Sohn, als sein Knappe. Humfrid war eines der Lieblingskinder der schöpfenden Macht; sein schöner Leib war der treue Spiegel seiner schönen Seele. Mit engelreiner Theilnahme hieng er an Allem, was tugendhaft war. Edle Herzen fühlen ihre Nähe; der Gräfin liebster Gesellschafter war der junge Edelknecht. Humfried träumte seine ersten Jünglingsjahre; weit über seinen klelnen Gesichtskreis hinaus, prüfte sein erwachender Geist den kühnen Fittig. Die Natur war seine Braut, Erde und Himmel waren ihre Morgengabe. Jeder Mann schien ihm ein Heiliger, jedes Weib ein Engel zu seyn. Auch er liebte die Gräfin, wenn das beschränkte Wort Liebe seine himmlischen Gefühle zu umfassen vermag. Aber heilig barg er seine Liebe: heilig wie die Braut ihre Wünsche, heilig wie die Blume ihren Honig im keuschen Busen verschließen. Rastlos hing er an ihren Blicken, jeden ihrer aufsteigenden Wünsche aufzuhaschen.

Das erste ausgebrütete Vöglein, das erste Veilchen, die erste Kirsche waren ihre.

Seine Sorgfalt war zu viel mehr, als gewöhnliche Dienerbereitwilligkeit um Golos eifersüchtigem Auge unbemerkt und ungedeuten zu entwischen. Kann der schöne Humfrid, so sprach die Eifersucht, kann er der empfänglichen Gräfin gleichgültig, kann ihr seine Liebe verborgen, kann solche Liebe ohne Sold bleiben? Kann, setzte die Bosheit hinzu, kann ein Weib tugendhaft seyn? kann sie der so zeitig entrißnen Minne entbehren? — Daher kam sein Ausruf, als sich sein Laster beschämt vor ihrer Tugend zurückzog, wie sich die Nacht vor dem Tage zurückzieht. Der Plan seiner Rache war entworfen. Wie der Versucher lauschte er jetzt auf jede Gelegenheit ihn zu vollziehen.

Blaß und stumm strich Humfrid umher. Die Wehmuth der Liebe war ihm zum vertrauten Gefühle geworden. Der dunkelste Ort des Waldes war seine Lieblingswohnung. Dort warf er einen Hügel, in Gestalt eines Grabes und pflanzte wilde Rosen daran. In die Eiche, die drüberhin rauschte, grub er die Inschrift:

Humfrids Liebe!

Verschwiegen, wie das Grab sollte seine Liebe seyn; jenseits sollten ihm ihre Freuden aufblühen.

Ein steinernes Kreuz fesselte seinen schwärmerischen Geist besonders an jenem Ort. Unter ihm ruhten die Gebeine eines unglücklichen Jünglings. In einem Volksliede hatte sich sein Andenken erhalten:

Steige herauf dunkler Geist!
Deine Stunde
Rauscht durch den Forst! steig' herauf!
Die Eiche braust,
Der Irwisch tanzt und der Glühwurm gleist. —
Komm erzähl mir die Kunde
Deiner blutenden Wunde!

„Jüngling der Thränen vernimm
Meine Kunde!
Ich bin der Waidmann Olger.
Sygemin schlug
Mir in der Liebe loderndem Grimm
In der Irwischstunde
Meine blutige Wunde! —

Jägermädchen wohin?
Holde weile!
Ich bin der Waidmann Olger
Und liebe dich! —
Ha! drohend am Eichstamm lehnt Sygemin,
Gleich einer neblichten Säule!
Hörst du rasseln die Pfeile?

Drohende Jägerin weil',
Sonne im Haine!
Ich bin der Waidmann Olger — —
„Verwegner, ha!„ —
Es blitzte der Pfeil, es tauchte der Pfeil
Tief und tödtend sich in meine
Brust — Nun ruh' ich am Steine!„

Steige hinab dunkler Geist!
Sieh! am Haine
Dämmert der Tag! steig' hinab!
Die Eiche braußt,
Der Irwisch bleicht, der Glühwurm vergleist.
Steig in der Dämmerung Scheine
Nieder zur Wohnung der Steine!

Oft sang Humfrid den traurigen Sang; ein alter Waidmann hatte ihm denselben gelehrt. Auf dem Kreuzsteine übernachtend vergaß er oft die ganze Welt, vergaß sich selbst, ja gar seine angebetete Gräfin.

Einst als der Morgen anbrach, ihm nur in seiner dunklen Waldklause, durch das Schlagen der Vöglein angekündigt, sang er wieder seinen Lieblingssang. Thränen stürzten auf seine Hagerosen nieder: Da rief eine weibliche Stimme hinter ihm:

„Humfrids Liebe!„

Eine weisse Hand streifte über seine Schulter. Vor ihm stand die Pfalzgräfin.

„Gott!

„Gott! Gott! Sygemin!„
fuhr der Jüngling auf und trocknete sich bebend, mit den Haaren die großen Thränen aus den mattgeweinten Augen.

„Seyd ihrs gnädigste Gräfin?„

Gräfin. Endlich doch du Schwärmer, weis ich, wo du deinen Dienst versäumst! — Welche schöne Elfe lohnt dich denn so grausam, daß du deine Liebe nur den Bäumen anzuvertrauen wagst? — Wo findet man denn deine Liebe — Nachtschmetterling?

Humfrid. (aufs Grab deutend.) Dort unten, tief unten!

Gräfin. Solltest du schon ein Liebchen begraben haben und deine Freundin hätte nichts um deine Freuden, nichts um deinen Gram gewußt? —

Humfrid. (rührend.) Ach, edle Frau! von den Freuden der Liebe ist mir nichts zu Theil worden! Wenn erst der purpurne Mantel keinen Unterschied, und des Priesters Seegen keine Trennung mehr machen werden, wenn ich erst dort unten liegen werde, dann — hoff ich — soll das besser werden!

Gräfin. (mit einer Thräne.) Lieber Humfrid! kann dich keine Theilnahme heilen? —

Humfrid. Ach liebe — liebe Gräfin! — —

Gräfin. Bin ich deine liebe Gräfin, so vertraue mir den Kummer, der dich sonst gewiß tödtet. Ich hab' auch ein Herz: Scheue dich nicht, nenne mich deine liebe Freundin Genovefa! — Gern seh' ich dich glücklich — du bist der Liebling meines Sigfrids! — —

Humfrid. (außer sich.) Ach, das — das — Gräfin! — Gräfin — ich — nur der Tod vermocht' es mir zu entreißen! — Genovefa! ich liebe euch! (sinkt leblos zusammen.)

„Unglücklicher Jüngling!„ rief die Gräfin und warf sich neben ihm nieder. Ihre Blicke hafteten ängstlich auf seinem erbleichten Gesichte, das noch bewegungslos um Liebe zu bitten schien. Ihr Haupt war gesenkt, um den ersten leisen Odemzug bemerken zu können. Immer näher und näher kamen ihre Lippen Humfrids erstarrtem Munde, bis ihr Kuß das erste Zeichen des zurückkehrenden Lebens wach rief.

„Saht ihr es selbst?„ brüllte eine fürchterliche Stimme durch den Wald: „Fort in den Thurm mit der Ehebrecherin! ins Verließ mit den Schandbuben!„

Golo war's, von allen Burgknechten begleitet. Er triumphirte nun in seiner Rache, der er

um

um den weiten Mantel der Gerechtigkeit umhängen konnte. Erstarrt standen die Knechte. Erst auf Golos wiederholten Befehl ergriffen sie die unglückliche Gräfin und schleppten sie in den fürchterlichen Thurm.

Wenige Handvoll Binsen waren das Lager einer schuldlosen Gräfin, wenige Brocken Brod und Sumpfwasser ihre Atzung, ein dumpfiger Thurm ihre Wohnung. Sparsam fielen nur die Strahlen des Mond- und Sonnenlichtes zu ihr hinab und schienen sie höhnend nur an das erinnern zu wollen, was sie entbehren mußte.

Doch mag auch der Bösewicht alles, alles der Tugend rauben; an ihrem Bewußtseyn kann seine diebische Hand sich nicht vergreifen; der Geissel seines Bewußtseyns kann er nicht entfliehen.

Das Bewußtseyn, gut oder böse, hebt den bettelnden Pilgersmann, weit empor über den irrdischen Thron und hängt dem Tirannen Schwerdter über das Haupt.

Das Bewußtseyn fliegt mit Cäsarn ruhig durch den stürmischen Ocean und verdrängt die Mannheit aus Achmets üppigen Serail. Gelassen erwartet der fränkische Roland die Dolche der Patrioten vom Berge und Cüstine vereidet Kriegsmänner zur Sicherheit seines Freibeuterlebens. Das

Bewußtseyn macht reich und arm, strahlt aus der Verklärung eines Rousseaukopfes und schielt aus den Katzenaugen eines Marats. Genovefa war unschuldig; Ein Golo mit Kerker, Hunger und Kälte konnte sie nicht unglücklich machen!

Zweimal wandelte der Mond, da genoß die Pfalzgräfin eines Knäbleins. Sie hörte sein Wimmern und hatte nur ihren Schleier es einzuhüllen, hatte nur ihre sparsamen Brodkrummen und ihre Thränen es zu nähren; sogar die Milch mußte ihm die Mutterliebe versagen: Jammer, Hunger und Kälte hatten sie ausgetrocknet.

Wenn sie sich verläumt, entehrt von der Welt, verstoßen von ihrem Gatten dachte; wenn sie so ganz die Quaal fühlte, ohne Theilnahme zu klagen, dann wähnte sie, der Mond steige mitleidsvoll tiefer in ihren Kerker herab, die Steine, deren Mooß von Kälte träuften, weinten mit ihr und das kleine Herz ihres Knäbleins schlüge stärker unter ihrer wärmenden Hand, als spräch' es: Mutter! liebe Mutter! ich verstehe deinen Kummer!

Indeß war Golo dem zurückkehrenden Pfalzgrafen bis gen Straßburg entgegengeflogen, ihn für seine teuflische Rache zu gewinnen. Arm an Leuten und Lorbeern, aber reich an Erfahrungen und Indulgenzen kam Sigfrid wie ein ächter Kreuzfahrer zurück. Seine Wunden vollends auszuheilen, nachzuholen

die versäumte Minne, eilte er seiner Heimath zu. Ach! er ahndete nicht, welche schmerzlichere Wunden ihn erwarteten, daß ihm verrathne Minne sie schlagen würde.

Wüste Kapelle am Kreuzwege unweit Straßburg. Nacht und Sturm.

Zwei schwarzvermummte Weiber an einem Feuerherde, in einem magischen Kreise. Sigfrid und Golo außerhalb des Kreises.

Erstes Weib. Aufgewacht, aufgewacht aus der Modernacht, steigt herauf gefällige Diener! Das Fenster schwirrt, die Pforte klirrt. Sidrat, sieh hinaus, wo der Fuhrmann fährt! —

Zweites Weib. Hertlein! nimm deinen Stab! Immer hinab, hinab fährt der Fuhrmann; er wendet die Deichsel zum Niedergang. Das Feuer sprüht, der Kessel glüht. Weihe den Zaubertrank!

Erst. Weib. Zum Bloksbergtanz im Glühkäferglanz, reiten die Schwestern vorüber. Bestellt den Rhein, ihr Schwestern, Schwestern, den Fledermausreihn im Glühkäferschein! Sidrat! sieh hinaus, ob die Schwestern vorüber sind?

Zweit. Weib. Husch, husch vorüber sind, in Schnee und Regenwind die Schwestern! Hertlein!

iein! Schwing' deinen Stab! Das Feuer sprüht, der Kessel glüht. Weihe den Zaubertrank!

Erst. Weib. Zaubertrank! koch empor! Steigt hervor, steigt hervor schwarzen Bilder der Vergangenheit! — Gib mir den Männerschädel, Sidrat! giebt mir den Weiberfinger, an dem der Trauring verweste; streu in den Kessel ihre Asche und sprich: Einsam müss', also in Finsterniß versiegen der Ehebrecher Namen!

Zweit. Weib. Einsam müss', also in Finsterniß versiegen der Ehebrecher Namen! — Nenne die Namen nicht! Greif nicht dem Henker ins Handwerk! Neune die Namen nicht! Drüben am Hochgericht rufen sie Raben und Geier aus.

Erst. Weib. Horch, die Windsbraut saust! horch der Kessel braust! Reiche mir Wolfskraut und Schierling. Koche den Ehebrechern den Liebestrank. Liebestrank koch — daß sie sich mit ihren Zungenküssen vergiften! Sidrat! brich Nesseln und Wermuth zum Brautkranz. — Wetterhähne sollen ihre Hochzeitmusik pfeifen, Eulenaugen sollen ihnen zu Bette leuchten. Horch, die Windbraut saust und der Kessel braust. — Bereitet ist der Zaubertrank! —

Ein heftiger Donnerschlag erschütterte die Kapelle. Die Fensterschelben fielen klirrend herab. Fle-

der-

dermäuse sausten umher. Das Feuer glomm nur noch in den Kohlen.

„Unglücklicher! sieh auf!„ rief die Stimme des ersten Weibes. Sigfrid sah auf. Hoch an einem Pfeiler hieng ein erleuchteter Spiegel. Im Spiegel stand ein schönes Weib; sehnsuchtsvoll blickte es umher, da kam ein schöner Jüngling, der brachte dem Weibe einen Blumenstrauß. Inniglich küßte das Weib den Blumenstrauß und dann den Jüngling. Der Jüngling erblickte ein Bildniß an des Weibes Busen und bebte zurück; aber das Weib riß das Bildniß vom Busen und warf es von sich. Beider Arme flogen empor; die Augen glühten; die Füße bebten; Busen an Busen, Lipp' an Lippe sanken sie nieder —

Starr am Pfeiler lehnte der Pfalzgraf. Vor seinen Augen flirrte der Spiegel. Seine Knie brachen ein unter ihm. Er erkannte im schönen Weibe seine Genovefa; sein Bildniß riß sie von dem ehebrecherischen Herzen. Humfrid, sein Edelknecht war der schöne Jüngling.

„Ehebrecherin!„ fuhr er mit dem bloßen Schwerdte auf den Spiegel zu. Dunkel und still ward's um ihn her, kein Licht als die Funken, die unter seinen Streichen dem Pfeiler entflohen, kein Laut, als das Schwirren seines Schwerdtes und

der

der Weheruf Ehebrecherin! Sein Schwerdt zersprang. Bewußtlos stürzte er nun zusammen. Die Kapelle war verschwunden über ihm, als er sich wieder fühlte. Entkräftet lag er an einem Grenzsteine unter dem dämmernden Morgenhimmel. Golo lehnte schweigend an einem verbrannten Baumstamm neben ihm.

Pfalzgraf. Gieb mir mein Weib wieder! ich hab' mein Weib erschlagen! Golo! gieb mir mein Weib wieder! — Ist sie schon begraben — mit unsern Nägeln wollen wir sie auswühlen! — Starb sie schuldig — o mit meinen Küssen will ich sie vor ihrem Richter reinigen!

Golo. O edler Pfalzgraf! wir können unsern Nägeln das Blutigkratzen ersparen! Eurem Liebchen ist wohl! Gebt ihrem Humfrid nur ein gutes Wörtchen — er wird sie euch gesättigt wohl wieder ablassen —

Pfalzgraf. (aufspringend) Zu ihr! zu ihr! — — Nicht? — Ha, bist du mir neidig um meine Perle? Fort! fort mit mir, du giftiger Basilisk, du sollst in unserm Glücke dich zu Tode spiegeln!

Golo. Gleich, gleich, edler Herr! — Aber wollt ihr nicht vorher euer Konterfei suchen; ich meinte nur die Steinfassung sollte euch nicht so

gleichgültig zu verlieren seyn; — Nun warum fliegt ihr nicht zu der Vielgetreuen?

Pfalzgraf. (ohne Bewegung) Ach, verrathen von meiner Einzigen! gebrandmahlt mit Schande! (wieder wüthend.) Gebrochen mit meinem Herzen ist dir der Stab, Ehebrecherin! — Du mußt — sterben! (in Thränen.) Lange wird dein Rächer dich nicht überleben!

Golo. Ho, ho, Herr Pfalzgraf wird eurem Herzen Gerechtigkeit so schwer, so laßt sie leben, die — — Vergebt mir! mein Gefühl für eure Ehre ist stärker als meine Dienerflicht! (nach einer Pause mit hämischen Ernst.) Laßt eure Haare in Frieden ergrauen! Theilet willig, was euch allein zu viel ist! — Sezt euch eurem Humfrid zur Linken auf den Thron und sichert seinem Bankert euer Brabant zum Erbe zu — Aber mir muthet nicht zu, Euch, eurer Väter Schwerdt dazu nachzutragen! (will fort.)

Pfazgraf. (im Entschluß der Verzweiflung.) Nun Satan, so fahre hin und erdroßle sie! Spare meiner Rache keinen Blutstropfen mehr auf! — Mit meinem zerbrochnen Schwerdte nimm die Macht über Gericht und Tod! Und nun — höre nicht mehr auf mich! (nach neuem innern Kampfe, gewaltsam.) Mit der dritten untergehenden Sonne bin ich dir nach! — —

Im fürchterlichen Schweigen warf sich der Pfalzgraf wieder am Grenzsteine nieder und Golo flog triumphirend der Handhabung seiner Rache entgegen, blutdürstend wie der Geier, der in seinem Klippengenist ein nahes Schlachtfeld wittert.

Ausgemergelt vom Kummer konnte die Gräfin kaum mehr ihr ärmliches Lager verlassen; matt und abgezehrt wimmerte das arme Würmlein neben ihr. Mutter und Gattin! du allein kannst ihre Lage ahnden; du allein wirst an dein Herz fühlen und fragen: Warum schlägst du so? Du allein weißt, was ein trübes Gesicht deines geliebten Gatten, was ein leichter Anschein von Krankheit an deinem schmerzlichgebornen, mühsamerhaltnen Kinde dich kostet! Genovefa war verstoßen, jeden nahendem Augenblick mußte sie fürchten, weil er der Todesaugenblick ihres Kindes zu seyn schien. Kaum mehr athmend lag es auf den dumpfigen Binsen; betend kniete die unglückliche Mutter an die Wand neben ihm, da traten zwei Männer mit Fackeln in den Thurm. Schweigend nahm der eine das Kind und der andre die Gräfin. Drei Treppen hinan, sieben Treppen hinab führten sie die Gräfin. Nun wanden sie sich durch eine Pforte. Holunder und Nußstauden wucherten drüber hin. Täuschend leuchteten die Fackeln der Männer durch die finstre,

stern-

sternlose Nacht. Neblicht thürmte die Burg auf der steilen Felsenwand über ihnen. Genovefa bewachte jede Bewegung des Mannes, der ihr Söhnlein trug. Langsam zog er einen Dolch aus seinem Gürtel und sezte ihn dem Kinde auf die Brust. „Halt! um Gotteswillen, halt!„ schrie die Gräfin, der die Angst die Kräfte wiedergab: „Stoß erst die Mutter nieder! aus Erbarmen stoß erst mich nieder, daß ich nicht zweimal sterben muß!„ Ihrem Führer entrissen, lag sie dem Andern in den Armen, bemüht ihr Kind ihm zu entwinden. Dem Manne sank der Dolch aus der Hand; eine Thräne schimmerte im Fackellichte an seinem Barte. „Lutz!" sprach er mit gerührter Stimme zum Andern: „Lutz! stoß du — ich kann's nicht!" —

Vor Kälte starr lag das Kind auf dem tauigten Boden; halbohnmächtig lag seine Mutter neben ihm. Mit gehobnem Dolche stand Lutz über ihnen.

„Henke!„ sprach er, nach einer tiefen Pause „wie irrte sich der, der uns zu Mördern dung! — Als mein Weib siech darniederlag, hat mir der Gräfin Pflege sie erhalten! Henke! du mußt stoßen!„

Henke. Als ich mit dem wilden Hengste den Steinweg hinabgestürzt war, verband sie mit eigner Hand mein zerbrochnes Bein —

Lutz. Als ich, ein armer Bettelbube, in die Burg kam, nahm sie mich mütterlich auf —

Henke. Als mich der Herr im Zorne verstoßen wollte, brachte ihr Vorwort mich wieder zu Gnaden — (trocknet sich die Augen) Lutz stoß du!

Lutz. Nein Henke! thu' du's! Lieber wollt ich den Dolch mit meinem Blute dem Ritter bringen und ihm sagen: Nehmt! Eurem Gebot ist genügt!

Henke. Nein, nein, lieber will ich mein Brod in Gottes Welt betteln! — Lutz! —

Lutz. — Henke! —

Beide. Ich kanns' nicht! —

Henke. Kann noch ein Stündlein kommen, wo's uns wohl thun wird, an das jetzige zu denken! — — Ich setze meinen Stab in Gottes weite Welt! —

Lutz. Unser Herrgott wird's wett machen! — Ich hol' Weib und Kind und wandre mit dir!

Die Gräfin dem Gott überlassend, dem sie so felsenfest vertrauten, giengen sie nur noch einmal in die Burg zurück, den Ritter mit falscher Kunde zu täuschen und sie dann auf immer zu verlassen.

Ihr Kind im Arm irrte Genovefa durch das dichte Gesträuch, bis der Morgen aufging. Ein dichter Wald dämmerte vor ihr. An ihren Füßen vorüber stürzte sich die Mosel. „Dort unten giebts Ruhe! flüsterte die Verzweiflung ihr zu. Sieh auf dein Kind!„ sprach die Mutterliebe. Ein kleines Lächeln ihres Sohnes verwebte wieder den losen Faden ihres Lebens.

Ihren Mählring, das Simbol ihrer — nun zerrißnen — Ehe warf sie hinab in den Strom; ihre Thränen stürzten ihm nach. Tief wanderte sie in den Wald hinein, bis ihre gewaltsam angestrengten Kräfte sie verließen. Unter einer Eiche sank sie nieder — keinen Brodkrumen, keinen Wassertrunk, keine Nahrung für sich und ihr Kind, keine Hoffnung auf Menschenhülfe — ihr Elend war aufs äußerste gestiegen. Da lag der Arme, schuldlose Knabe, keines Lautes mehr fähig; seine Augen öffneten sich nur noch selten, den starren Blicken seiner Mutter zu begegnen, seine blauen Lippen waren lechzend geöffnet, immer langsamer und langsamer schlug sein kleines Herz — nun sollte es stocken auf immer — da raschelte es im dürren Laube herbei. Mehr unwillkührlich, als erschrocken sah Genovefa sich um. Eine Rehkuh schmiegte sich traulich an ihre Seite; ihre Eyter strotzten von Milch. Gerührt erkannte Genovefa die höhere Hand, die hier waltete. Willig lies das gute Thier das kleine

Knäblein saugen. Gestärkt an Vertrauen, drückte die Gräfin es wieder in ihre Arme und folgte der Rehkuh, die sie, sich immer nach ihr umblickend, zur Nachfolge zu nöthigen schien. Bei einer kleinen Grotte blieb sie stehn. Hier sicherten die Felsenwände sie vor Sturm und Regen, eine rein sich ergießende Quelle vor Durst und die fruchtbar um- ,er sich wölbenden Bäume und die duftenden Kräuter vor Hunger.

Anbetend sank sie auf ihre Knie. Sanft rauschten die Bäume über sie hin, als spräch der Vater der Unschuld in ihnen. Noch kniete sie; ihr Knäblein schlummerte in der Grotte auf Laub und Moos gebettet; die Rehkuh schmiegte sich wärmend an ihn; da bogen die blühenden Zweige sich auseinander. Humfrid stand vor ihr. Sein schönes Gesicht war verstellt und bleich, sein Auge war matt und unstätt Zuckungen verzogen seine blauen Lippen, zerrissen waren Haar und Kleidung. Ein elfenbeinernes Krucifix hing an seinem Halse.

Humfrid. Schöne Pilgerin! ich bin dein guter Engel! sieh! mein Gewand ist blau, hellhimmelblau, über und über besät mit funkelnden Sternen! — Tugend macht schön — ich bin schön! ich hab' mich in der Sonne bespiegelt! Einen Kranz will ich dir flechten, einen Kranz aus Palmen! — Weine nicht! Wenn die Unschuld weint, lacht das

Laster! — O — o weine nicht! — ich kann nicht mit dir weinen! —

Genovefa. Armer, unglücklicher Humfrid!

Humfr. Unglücklich macht das Laster! Humfrid ist sehr glücklich! — Pfui! was stichst du mich du häßliche Schlange! — oh! — Willst du mich morden, so stich tiefer, da tiefer ins Herz hinein! — —

Genovef. Wegen mir — mir Geopferter; Schone, schone mich — um unsers Gottes willen — scheide von mir du Jammergestalt! — (schluchzt laut.)

Humfr. Warum weinst du, schöne Pilgerinn? — Kannst du deine Leiden nicht tragen, weil du sie unschuldig trägst? — — (reicht ihr das Krucifix.) Was hat der verschuldet vor seine Leiden? — Freudenthränen sind erquickende Thautropfen der Blume des Lebens! — Jammerthränen sind Gesteine in die himmlische Krone, hier drücken sie! — Nagst du noch du häßliche Schlange? — — o — nun weine! weine! lösch mit deinen Thränen die Glut, die hier brennt, die den armen Humfrid verzehrt. —

Genovef. Wirf deine Quaal auf mich — mein ist das Unglück — Engel! eine Sünderin bin ich gegen dir!

Humfr. Siehst du! dort — dort gleiten meine Brüder herab! o wie hell, wie hell! — Hörst du? welch liebliche Musik — o höre — höre! — Sie singen deinen Namen! — drei Tage nach dem Dreieinigkeitstage kommst du mir nach! — O singts noch einmal — — so — nun ist mir wohl! Adje! schöne Pilgerin!

Verschwunden war er wieder durch das Gebüsch.

Brich du mein Herz, weine mein Auge — Humfrid ist todt! Ein langsammordendes Gift gab ihm der grausame Golo. Humfrid ist todt! — Als schon das Gift in seinen Adern brannte, ließ ihn der Mörder frei — seiner Rache konnte er nicht mehr entrinnen. Im Burghofe traf ihn Lutz und steckte ihm heimlich, daß die Pfalzgräfin noch lebe. Mit der Hoffnung sie noch einmal zu sehn, kehrte sein scheidendes Leben zurück. Er durchrennte den Wald nach ihr. Er sprach sie, als das Gift schon seinen Verstand zerrüttete. Das Kreuz hing der seelenbesorgte Burggraf um seinen Hals. Den folgenden Tag fand ihn ein Jäger erstarrt im Walde. Sein Gesicht war schmerzlich verzogen, seine Hände in die Erde gegraben. Golo ließ ihn heimlich verscharren.

Sigfrid war indeß zurückgekehrt in seine Burg, aber keine Ruhe mit ihm. Geängstet trieb er sich umher. Alle Spiele und Turniere, die ihm Golo veranstaltete, vermochten ihn nicht zu erheitern. Unbelächelt sang der Minnesänger seinen lieblichsten Sang; unbewundert brach der treflichste Ritter alle Lanzen des Turniers. Seine Seele brütete düster über dem Gedanken, der Mörder seines Weibes und seines Lieblings zu seyn. Ueberall vermißte er seine Genovefa: Ueberall kamen ihm, wie die Legende sagt, ihre Frömmigkeit und Liebe], ihre Ehrbarkeit und ihr Liebreitz in den Sinn und waren so viele Zungen, die ihm sein leichtgläubiges Verfahren verwiesen. Seine Vorwürfe und die Bisse seines eignen Gewissens peitschten den Ritter Golo aus der gräflichen Burg, die nun einem Kloster glich. Ungescheucht krochen die Nachtvögel bei Tage aus ihren Winkeln hervor. Gras wuchs auf dem Hofe und Moos auf den Schwellen. Menschenscheu schlich Sigfrid in den Gängen umher. Noch war seines Weibes Kammer verschlossen, Golo hatte ihn bisher gehindert, sie zu besuchen; nun vermocht er nicht mehr, es seinem Kummer zu versagen. Zitternd trat er in das Heiligthum seiner ehemaligen Freuden. Mit einem Ausruf des Schrekens fuhr er zusammen, als er ein Brieflein fand, geschrieben von ihrer Hand.

„Behüte euch Gott mein Herr Sigfrid! — Gemahl darf ich nicht mehr sagen. Ich gehe in den Tod, aber unschuldig. Ich bezeuge bei meinem und eurem Gotte, daß eben meine Treue, die ihr bezweifelt, die Ursache meines Jammers und meines Todes ist. Gott ist gerecht. Er kann und wird meine Unschuld an den Tag bringen. Alles Glück und Heil euch und dem Anstifter meines Unglücks. Gott behüt euch!

„Eure bis in den Tod getreue Genovefa.„

Während seines Aufenthalts im Thurme hatte sie diesen Brief geschrieben; ihr Wächter hatte ihn auf ihren Geheiß in ihre Kammer getragen, als Lutz und Henke zurückkamen und ihren Tod gewiß machten. Noch schrecklicher war jetzt des Pfalzgrafen Lage: Die Ahndung seines in Liebe entschuldigenden Herzens war nun beinah fürchterliche Gewißheit.

Zögernd sank die Sonne, zögernd stiegen die Sterne herauf. Siegfrid wälzte sich schlaflos auf seinem einsamen Lager. Ein leiser Fußtritt huschte den Gang herauf, der zu seiner Zelle führte; leise öfnete sich die Thüre. Eine bleiche, schwankende Gestalt trat herein. Sigfrid richtete sich auf. Die Gestalt winkte ihm und glitt wider zur Thüre hin-

aus.

aus. Entschlossen folgte Sigfrid ihr nach. Die langen finstern Gänge hinab in den Garten, den rauschenden Garten durch, auf eine wüste Stelle, führte ihn die Gestalt. Kalte, eiskalte Arme umfaßten ihn; die Gestalt sank hinab. Leblos fanden ihn des Morgens die suchenden Knechte auf Humfrids Grabe.

Noch denselben Tag verließ der Pfalzgraf die Burg, so abgehärmt und matt er war. Im Lande umher wollt' er sich Ruh' erschwärmen.

Humfrids modernde Gebeine wurden ausgegraben und der heiligen Erde vertraut. Rosen, weisse Rosen blühten an seinem Grabe; unglücklich Liebende wahlfarteten darauf und kehrten getröstet zurück. Schöner als es dein Segen weiht, Mann mit der dreifachen Krone, ist das Heiligendiadem der leidenden Unschuld.

Gen Straßburg ging Sigfrids erster Ausflug. Schon hob sich der Münster aus dem Dunkel der Ferne, da gewahrte er um einen Hügel eine Menge von Menschen, ein Scheiterhaufen erhob sich aus ihrer Mitte. Jezt war er näher und erblickte auf dem Scheiterhaufen ein gebundnes Weib. Vier Männer an den vier Ecken des Scheiterhaufens griffen eben nach ihren Fackeln. „Halt! halt!,

schrie das Weib: „ Nehmt noch eine Schuld von mir, die mich mehr brennt als eure Flamme, mehr als der höllische Schwefelpfuhl der mich erwartet! Ich habe Viele getäuscht, habe Viele geplündert — ich habe meine Mutter und meine Tochter erwürgt — aber noch zwei Morde drücken mich fürchterlich! Pfalzgraf Sigfrid hat, von meinen Spiegelkünsten betrogen, sein unschuldiges Weib und seinen Liebling gerichtet. Ich war bestochen von seinem Scheinfreunde Golo — — Golo! stehst du schon vor Gottes Gericht? — Wehe! Stürze Felsen über dich — Deine Anklägerin kömmt!! —„

Die wirbelnde Rauchwolke verschlang sie; hochempor schlug die Flamme. Lange heulte noch das Wehe! des Weibes. Sigfrid konnte sich kaum auf seinem Rosse erhalten, das Wehe! des Weibes schien ihm Rache über sein Haupt. Der Scheiterhaufen prasselte und stürzte zusammen; Sigfrid flog schaudernd von dannen. Rache zu nehmen an Golo, dem Verführer, war sein Entschluß, der ihn wieder in seine Burg zurücktrieb. Tag und Nacht und Nacht und Tag über Strom und Haide spornte er sein Roß, bis es tod unter ihm zusammenstürzte. Ohne Schlaf und Atzung wanderte er zu Fuß weiter. Wenige Minuten auszurasten, um Kräfte znm Durchschwimmen zu sammeln, saß er am Ufer eines Stroms, die Blicke hinabgekehrt. Ein menschlicher

Leich-

Leichnam wogte langsam unter seinen Füßen ans Ufer; langsam ächzte die Wellenbaare unter ihm. Tiefer stiegen seine Blicke hinab. „Gott! hast du ihn gerichtet!„ schrie er plötzlich — der Leichnam war Golos Leichnam.

Gemächlicher setzte er nun seine Reise weiter. Gelegt hatten sich die Stürme in seinem Innern; auf Golos Seele hatte er den größten Theil seiner Last zur Verantwortung gewälzt. Fröhlich wurden seine Knechte, als sie ihren lieben Herrn wiederkommen sahen; noch frölicher als er wieder seinen Jagdklepper bestieg und im Walde umherstrich.

Auch Genovefa gewöhnte sich an ihr Unglück; vergessen, wie sie sich von der Welt glaubte, hatte auch sie die Welt vergessen. Sieben Jahre lang bewohnte sie schon ihre Höle, von keinem menschlichen Fußtritte gestört. Aus Schilf webte sie Kleider vor sich und ihren Knaben, der ihr Früchte und Kräuter sammelte, getreulich von seiner Rehkuh begleitet. Im Gebet verbrachte Genovefa ihre meiste Zeit. Eine Eiche war ihr Altar, der Duft der Blumen ihr Weirauch. Humfrids Krucifix hing an der Eiche, täglich von ihr mit einem frischen Kranze umwunden.

Allein

Allein saß sie vor ihrer Grotte mit ihrer Weberei beschäftiget, ihr kleiner Bube schwärmte umher, da huschte die Rehkuh ängstlich an ihr vorüber in die Grotte. Ganz nahe bellten Hunde. Eilig wollte sie sich in ihre Felsenklause verbergen, aber schon schnob ein Roß dicht hinter ihr und eine bekannte Stimme rief ihr nach. Ein Jäger hielt hinter ihr.

„Wer bist du, Waldweib! — komm näher, scheue dich nicht!„

„Ich bin ein armes Weib aus Brabant. Große Noth hat diese Höle zu meiner Zuflucht gemacht. In ihr will ich sterben. Mein Mann hat mich verstoßen, meiner Treue halber. Gott erweichte die Herzen seiner Mörder. Seit sieben Jahren leb ich mit meinem unglücklichen Kinde in dieser Wüste!„

„Und dein Name?„

„Ist Genovefa!„

„Gott!„ schrie der Pfalzgraf, denn er war der Jäger, und stürzte vom Pferde zu ihren Füßen. In demselben Augenblicke kam sein Söhnlein herbeigehüpft.

„Ach Mutter! Mutter! ist ein gewaltiger Lärm im Walde! hab mein liebes Reh verlohren!„

„Kannst du mir vergeben, unglückliches Weib, wenn ich dich bei diesem Kinde beschwöre?„

„Sig-

„Sigfrid ich liebte dich! — ich verzeih Dir! — Sieh! Kleiner, das ist dein Vater! küß ihm die Hand!„

„Liebe Mutter! sieh mal den schönen Kranz hier — jetzt will ich ihn meinem Vater geben! — Da mein Vater! — hast lange nichts von dir hören lassen!„

Außer sich vor Freuden drückte der Pfalzgraf Weib und Kind an sein Herz. Alle drei weinten vor Entzücken.

Eilig kamen auf den Ruf seines Waldhörnleins seine Knechte zusammen. Verwundert vernahmen sie die Befehle ihres Herrn, unwissend wer die wilde Frau und das schöne Knäblein bei ihm wären.

Einige flogen voran in die Burg, eine Sänfte zu holen, langsam ritten die andern hinter dem Grafen, der an dem einen Arm sein wiedergefundenes Weib führte, auf dem andern sein Söhnlein trug.

Allgemein war der Jubel durchs ganze Land, als die sonderbare Begebenheit ruchbar wurde. Jedes drängte sich hinzu, seine angebetete Gräfin wiederzusehen. Der Dreifaltigkeitstag, der Tag ihrer Auffindung wurde doppelt feierlich begangen. Alles strömte mit Geschenken herbei. Ein alter Fischer brachte einen ungeheuer großen Fisch, in seinen Eingeweiden fand man den Mählring der Gräfin.

Verwöhne dich nicht zur Freude, menschliches Herz! Sigfrid wußte seines Glückes keine Grenzen mehr — in drei Tagen lag Genovefa im Grabe. Entwöhnt der gewöhnlichen Speisen, entkräftet von Kummer, überrascht von unverhofter Freude schwand ihr Leben. Ihr Glück war ihr Tod. Die Rehkuh folgte ihrem Sarge und verschmachtete auf ihrem Grabe. Sigfrid, nun ganz mit der Welt zerfallen, ließ über die Waldhöle eine prächtige Kirche der lieben Frauen zu Ehren erbauen, und für sich und seinen Sohn, dem die Einsamkeit schon als Kind so vertraut geworden war, zwei Einsiedeleien, wo sie ein wunderheiliges Leben führten.

VII.

Des Pachters Mühmchen.

An Deutschlands Gränzen lebte vor Zeiten ein alter biederer Pachter, in Ruhe und Frieden, mit seiner ehrbaren Hausmutter. Der Himmel hatte ihn reichlich mit allem, was zur vierten Bitte gehört, gesegnet. Nur an einem einzigen Gute litt er Mangel: er hatte keine Kinder. Und theils, um sich dafür zu entschädigen; theils aus wahrer christlicher Liebe, nahm er ein Mädchen, das durch den Tod eines seiner Anverwandten zur Waise gemacht wurde, in sein Haus auf.

Das arme, verlaßne Geschöpf war damals erst neun Jahre alt, und hätte, ohne den Schutz des guten Rohrbachs, in die Wildniß laufen, und das Brod sich erbetteln müssen. Aber der brave Pachter ließ sogleich das verwaiste Kind zu sich holen, und empfing es, mit Mutter Marie, als ob es sein eigenes wäre.

Röschen war ein liebes, blauäugiges, weißhäriges Mädchen, hatte eine feine Gestalt, und überdies ein Wesen so sanft und fromm, daß sie ihr Pflegvater noch um eins so lieb gewann, und die herzlichste Freude darob hatte, wie das gute Kind, durch ihn gerettet, unter seinen Augen lustig emporschoß, und Tag für Tag hübscher wurde. Auch Rohrbachs Hausmutter war der Waise hold; und bald gieng beider Sorgfalt einzig dahin: wie sie ihr Röschen an Leib und Seele immer vollkommner machen, und sich ein Töchterchen erziehen möchten, das ihnen einmal im Alter Stüze nnd Labsal gewähren könnte.

Mit dem Leibe gelang es ihnen; mit der Seele aber nnr in so weit, als es auf einem kleinen Dorfe, bei dem Unterrichte eines ziemlich unerfahrnen Schulmeisters möglich war.

Röschen träumte bis zum sechzehnten Jahre den glücklichen Traum der Kindheit. Aber nun schlug die Stunde, die sie zum Erwachen rief.

Vater Rohrbach nahm um diese Zeit einen jungen Menschen zum Unterrichte in der Landwirthschaft auf. Wilhelm, so hieß er, war ein blühender Jüngling von siebenzehn Jahren, und zeichnete sich merklich durch feines Gefühl und edle Denkungsart vor allen andern seines Gleichen aus.

Als

Als ihn Röschen das erste Mal sah, durchbebte ihr kleines Herz eine fremde, sonderbare Regung. Ihre Wange glühete feuriger, ihr Busen wallte heftiger. Auch Wilhelm warf einen bedeutenden Blick nach ihr; schlug aber bald wieder schüchtern die Augen nieder. Vater Rohrbach und Mutter Marie bemerkten dies alles; hielten es aber für nichts weiter, als für die Blödigkeit, die sich bey jungen, wohlerzogenen Leuten, zur Zeit ihrer ersten Zusammenkunft, gewöhnlich zu ereignen pfleget.

Anfänglich sah Wilhelm Röschen, und Röschen Wilhelm nur immer bei der Mittag- und Abend-Mahlzeit. Röschen saß zwischen dem alten Pachter und ihrer Pflegemutter, Wilhelm ihr gegenüber. Oft begegneten ihre Blicke einander; fielen aber bald wieder furchtsam auf den Teller zurück. Sprach eines von beiden etwas; so bedurfte es nur die mindeste Bewegung des Andern, und der Redende hatte seine Worte vergessen. Kurz, sie fürchteten einander, und verlangten doch immer beide sehnlichst nach Mittag und Abend.

Eines Tages fuhr der alte Rohrbach mit seiner Ehehälfte über Land zu einem Kindtaufen. Röschen unb Wiihelm speiseten des Abends allein. Röschen konnte nicht essen. Auch Wilhelm vermochte es nicht. Tiefe Stille herrschte. Wilhelm versuchte zu reden; aber kein Wort kam aus seinem

Munde. Endlich faßte er Herz, und sagte mit bebender Stimme: Warum Röschen nicht äße? Röschen that die nehmliche Frage an ihn, und klagte über Kopfweh. Wilhelm hielt die frische Luft für zuträglich, und beide schlenderten nach dem nahegelegenen Walde.

Die Sonne ging eben unter, und ihre verlöschenden Strahlen warfen den letzten Glanz über die brennenden Wangen des unschuldsvollen Paares. Die Abendlieder der Vögel, die süsse, heilige Stille, die dunkeln Schatten des Haines: alles dies entflammte die vorhin schon regen Gefühle unsrer Liebenden immer stärker und stärker.

Itzt gingen sie noch schweigend Hand in Hand: — itzt setzten sich beide an einem Busche nieder, woraus der bezaubernde Gesang einer Nachtigall ertönte. Sie horchten, blickten einander zärtlich an, und Wilhelm, der Röschens Hand noch stets in der Seinigen hielt, wagte einen warmen Druck darauf. Röschen fing an zu zittern. Ein unbekanntes, süsses Beben durchschauerte ihre Nerven. Sie erwiederte glühender den Händedruck. Wilhelm empfand ihr Entzücken verdoppelt. Er rückte seinem Mädchen näher, schlang seinen Arm um ihren Leib: sie neigte sich zu ihm; von selbst sanken ihre Lippen auf einander.

Die

Die Sonne schwand itzt herab; nächtliches Dunkel begann schon den Wald zu umhüllen: und noch immer lag Röschen in Wilhelms Arme, Lippe an Lippe gepreßt. Endlich verlosch auch der letzte, röthliche Strahl am dämmrigten Horizonte, die Vögel verstummten, finsterer und finsterer ward es um sie her: und nun erst erholten sich Röschen und Wilhelm von den berauschenden Gefühlen ihres ersten Kusses. Erschrocken über die einbrechende Nacht, verließen beide plötzlich den weichen, duftenden Rasen, und eilten Arm in Arm ihrem Dörfchen zu.

Wilhelm, itzt dreister, drückte noch oft unterwegens seine Lippen auf Röschens Mund, und sie versprach ihm: alle Abende nach dem Walde zu gehen.

Schon war es zehn Uhr, als sie in das Haus des Pachters traten. Dieser war längst wieder mit seiner Hausmutter zurückgekommen, und beide hatte die Abwesenheit ihrer Pflegetochter in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Vater Rohrbach fand Röschen und Wilhelm sehr verändert. Ihre Blicke waren feuriger, oder, wie er es nannte, wilder; ihre Wangen glüheten röther, als gewöhnlich. Da sie aber weit gegangen waren; so schrieb er dies dem starken Laufen zu, und Mutter Marie ermahnte beide: ja nicht bald zu trinken.

Von diesem Abende an sahen sich Röschen und Wilhelm öfterer, als sonst. Denn beide, itzt

vertrauter, suchten einander geflissentlich auf. Bald hatte Röschen auf dem Felde was zu schaffen; bald hatte Wilhelm in des Pachters Hause was zu besorgen. Täglich wurde bei Sonnenuntergang der Wald besucht, und täglich ward das Band ihrer Liebe enger und enger zusammengezogen. Sie versuchten endlich, sich das, was sie empfanden, mit Worten zu sagen, Mutter Natur stand ihnen bei, ihre glühende Empfindung verlieh ihnen Ausdrücke; und bald wurde mit den wärmsten Versicherungen das Einverständniß ihrer Seelen bestätiget.

Vater Rohrbach und seine Gattin merkten beizeiten den Handel. Denn wo nunmehr Röschen war da war auch Wilhelm; und wo Wilhelm war, da mußte auch Röschen seyn. Da aber die beiden Alten nichts Böses dabei argten, überdies auch Wilhelm ein braver Bursche war, der die Landwirthschaft leicht begriffen hatte, und auf den sich der Pachter in allen Fällen verlasseu konnte: so bezeigten sie vielmehr ihre Freude über die wechselseitige Zuneigung der jungen Leutchen; und der offenherzige, ehrliche Landmann sagte ihnen sogar öfters, bei guter Laune, ins Gesicht: daß er und Mutter Marie es gerne sähen, wenn sie einander gut wären, und daß sie, so Gott wollte, mit der Zeit wohl einmal ein Pärchen werden könnten! Innig erfreut fielen dann gewöhlich die guten Kinder über Vater Rohrbach her, und küßten, streichelten und

lieb-

liebkoseten ihn so gewaltig, daß der alte Mann sich vor Lachen nicht zu bewegen vermochte, und ihnen von Herzen gern versprach: allen ihren Absichten nicht hinderlich zu seyn.

Ueber ein Jahr lang liebten sich diese glücklichen Kinder der Natur ungestört. Aber nun erbitterte sich plötzlich das Schicksal gegen sie, und ein schreckliches Ungewitter thürmte sich über ihren Häuptern.

Der Erbprinz des Ländchens, worin Pachter Rohrbach lebte, war ein junger, wilder, sich selbst überlassener Herr. Das Vergnügen der Jagd machte seine Hauptleidenschaft aus; und weder das Glück seiner zukünftigen Unterthanen, noch die Besorgniß für sein eignes Wohl konnten ihn von der steten Befriedigung derselben abhalten.

Einmal verjagte er wieder, nach seiner gewöhnlichen Art, den ganzen Tag, und hatte gegen Abend das Unglück, sich von seinem Gefolge zu verlieren, und sich dermaßen zu verirren, daß er keine Spur vom Wege zu erspähen fähig war. Der kraftlose Hengst schnaubte wild nach Stall unb Futter. Schon fing der Prinz an zu besorgen, er werde die Nacht in dem Gehölze zubringen müssen. Auf einmal hörte er in der Nähe Menschenstimmen. Er ritt dem Schalle nach, und sieh da! er erblickte

ein Mädchen mit einem Jünglinge, Arm in Arm, unter einer Buche sitzen. Dies Mädchen und dieser Jüngling aber — wer konnten sie anders seyn, als Röschen und Wilhelm?

Das liebende Pärchen wurde den Prinzen nicht eher gewahr, als bis er dicht an sie herangeritten kam. Itzt sprangen beide erschrocken auf, und starreten zitternd den Fremden an. Fremd war ihnen der Prinz; weil sie ihn noch niemals so nahe gesehen hatten, und weil ein Ueberrock seinen Stern verbarg.

Der Prinz weidete sich einige Zeit an der Wirkung, die seine Ueberraschung auf Röschen und Wilhelm gemacht hatte. Bald aber ergötzten ihn noch mehr die schönen blauen Augen, die von Schaam und Verlegenheit glühenden Wangen und der schlanke, gefällige Wuchs des bebenden Mädchens.

„Kinder! — sprach er endlich: — ich habe mich verirrt. Wo gehört Ihr hin?„

„Ins nächste Dorf„ versetzte Wilhelm mit leisem, schüchternem Tone.

Der Prinz. Ist das noch weit von hier?

Wilhelm. Eine gute Viertelstunde.

Der Prinz. Schön! Ich will mit Euch hin, und da übernachten.

Röschen, mit niedergeschlagnen Augen, Wilhelm, ziemlich wieder gefaßt, schritten itzt vorwärts, und der Prinz ritt langsam neben ihnen her.

Der Prinz. Wem gehört Ihr an, Kinder?

Wilhelm. Ich lerne die Landwirthschaft bei Pachter Rohrbach, und das ist Röschen, seine Muhme.

Der Prinz. Muhme? — So, so! — Ich dachte, es wäre Deine Schwester. — Sieh mich einmal an, liebes Mädchen! — Fürchte Dich nicht; ich bin Dir gut.

Er langte vom Pferd, um Röschen in die Backen zu kneipen. Sie wich bescheiden zurück. —

Sieh doch, wie verschämt das liebe Mühmchen ist! Gegen den Purschen da warest Du es ja nicht so! —

Röschens Wangen entbrannten aufs neue

Wenn ich das nun Deinem Vetter sagte? — He? —

„Der Fremde droht Dich zu verrathen; Du „mußt was Böses gethan haben!„ so dachte Röschen, und kalter Schauer durchbebte ihre Glieder.

Nein, nein, kleines Ding! Das hast Du von mir nicht zu besorgen.

Unter solchen Gesprächen, die, durch die vielen Fragen des Prinzen und durch sein zutrauliches Wesen, endlich auch von Röschens Seite gemeinschaftlicher gemacht wurden, kamen sie vor Vater Rohrbachs Hause an.

Der gute Alte saß eben mit seiner Hausmutter vor der Thüre; und da es schon sehr dunkel war, so erkannte er den Prinzen nicht.

„Kann ich hier Nachtquartier bekommen? — „rief dieser: — Ich bin von des Prinzen Gefolge, „und habe mich verirrt.„

„Von Herzen gern; — erwiederte der Pach„ter: — wenn Sie so gut, wie wir's haben, vor„lieb nehmen wollen!

Der Prinz stieg vom Pferde, und ging mit Marien ins Haus hinein. Rohrbach rufte nach einem Knechte, um den müden Gaul besorgen zu lassen, und forschte, bis dieser kam, Röschen und Wilhelm wegen des Fremden aus. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er itzt in die Stube trat, und bei dem eben angezündeten Lichte den Prinzen erkannte. Lange wollte er seinen Augen nicht trauen. Dann zog er demüthigst sein Mützchen ab, legte die erst zur Hälfte ausgerauchte Pfeife beiseite, und bückte sich sprachlos.

„Setz' auf, Alter! — rief der Prinz: — setz' „auf! Ich will diesen Abend nicht Prinz seyn.„

„Prinz!„

„Prinz!„ — schrie Marie, und das Wort blieb ihr halb im Munde stecken. Röschen und Wilhelm standen wie vom Donner getroffen.

„Ja, ja, ich bin es! — fuhr der Prinz lä„chelnd fort: — verbiethe mir aber alle Ehrenbe„zeigungen. Setzt Euch, Kinder, und laßt was zu „essen bringen! ich bin hungrig.„

Marie eilte zur Thüre hinaus. Röschen wollte ihr nach; der Prinz führte sie bei der Hand zurück.

„Nein, nein! — sprach er: — Röschen muß „sich zu mir setzen. Da hieher; und Du Alter auf „diese Seite!„

Beide gehorchten. Wilhelm stand, wie ein Stein verwandelt, mit dem Hute in der Hand bei der Thüre.

Der Prinz. Hör' einmal, Alter; wie kömmst Du zu diesem Mädchen?

Der Pachter. Ihr Vater war ein weitläuftiger Verwandter von mir. Da er starb, hatte sie ausser mir keinen Menschen mehr, den sie was anging, und da nahm ich sie an Kindesstatt auf, und erzog sie.

Der Prinz. Da hast Du ein gutes Werk gethan, wofür ich Dir zu seiner Zeit danken will. Solche Handlungen müssen belohnt werden!

Der Pachter. Ihro Durchlauchten —

Der Prinz. Pst! —

Der Pachter. Mit Verlaub! Was ich gethan habe, halte ich für meine Schuldigkeit. Auch hat mir Röschen schon viel Freude gemacht.

Der Prinz. Das will ich glauben, braver Alter! — Aber höre; Deine Pflicht ist erfüllt: ich dächte, Du überließest mir itzt das Mädchen! meine Mutter braucht Kammerfrauen; ich will ihr Glück machen.

Wilhelm zitterte wie Espenlaub. Röschen warf einen ängstlich flehenden Blick auf ihren Pflegvater. Rohrbach verstand ihn. Denn seine Seele fühlte, was Röschens Seele fühlte.

Der Pachter. Nein, Ihro Durch — Mit Verlaub! Ich wollte sagen: lieber Herr! — Nein, ich kann das Mädcheu nicht entbehren! Mein Weib wird, so wie ich, alle Tage unvermögender: wer sollte der Hauswirthschaft vorstehen?

Der Prinz. Possen! Eine Wirthschafterin ist immer zu haben, aber solch' ein Mädchen nicht! Ewig schade, wenn sie auf dem Dorfe verrosten müßte! Das laß' ich nicht zu! Und Röschen geht gern mit mir; das weiß ich!

Röschen schüttelte in der größten Herzensangst den Kopf:

Nein,

Nein, lieber Herr, nein!

Der Prinz. Und warum denn nicht, Aeffchen?

Röschen. Weil — weil mir hier bei meinem Pflegevater so wohl ist.

Der Prinz. (Mit spöttischem Blicke auf Wilhelm.) Und Du so gern des Abends nach dem Walde gehst. —

Röschen hatte im Grunde nichts zu besorgen: denn Vater Rohrbach wußte ja um ihren Liebeshandel mit Wilhelm. Aber das vorhin schon erwähnte peinliche Gefühl der Furcht, gefehlt zu haben, drang sich itzt mit verdoppelter Gewalt ihrem Herzen auf, und sie drückte, wie um Mitleid bittend, des Prinzen Hand.

In Wilhelms Seele tobte noch ausser dieser Empfindung, die erste Regung der Eifersucht, und die bange Ahndung: sein Alles zu verlieren. Er vermochte nicht länger in der Stube zu bleiben. Taumelnd verließ er sie, schlich in seine Kammer, und brausete hier so lange mit wüthendem Ungestüme umher, bis endlich ein Thränenstrom seinem gepreßten Herzen Luft verschaffte.

Unterdessen brachte Marie alles, was sie im Vorrath hatte, herbeigeschleppt, und bat tausendmal um Verzeihung, daß sie den Prinzen für heute nicht besser bewirthen könnte.

Der Prinz ließ sich die ländliche Kost wohl schmecken, und bediente auch Röschen aufs Beste, die aber vor Bangigkeit nicht im Stande war, einen Bissen hinunter zu bringen.

Nach dem Essen muße der alte Pachter sich und dem Prinzen eine Pfeife stopfen, und beide schwazten bei einem Kruge Landwein so traulich zusammen, als ob sie von einem Handwerke wären. Mitunter sprach der Prinz immer wieder ein Wörtchen mit Röschen, die aber in der Länge ihres Bleibens nicht mehr wußte, und durch anscheinende Schläfrigkeit endlich so glücklich war, aus seiner Hand zu entwischen.

In vollen Sprüngen ging es itzt zu Wilhelm hinauf. Der gute Junge weinte noch. Ach! das griff Röschen an's Herz. Sie sprach ihm Trost ein. Vergeblich! er versicherte: der Prinz hätte sie liebegewonnen, und würde sie mit sich fort nehmen. Nun war es auch um Röschens Muth geschehen. Sie fing mit an zu weinen, und die armen Kinder nahmen endlich schluchzend von einander Gute-Nacht.

Der Prinz war indessen in Rohrbach und Marien gedrungen, ihm Röschen zu überlassen, und hatte die größten Versprechungen beigefüget, wenn sie seinen Willen erfüllten. Da aber alle seine Anträge gänzlich zurückgewiesen wurden, und der guten

ten Hausmutter endlich gar die Thränen in die Augen traten; so sprach er kein Wort mehr von dieser Sache. Ohne jedoch seine bisherige Munterkeit beyseite zu setzen, oder auch nur den mindesten Verdruß blicken zu lassen, rauchte er, ein anders Gespräch beginnend, seine Pfeife aus; drückte sodann Marien freundschaftlich die Hand, dankte für ihre gute Bewirthung, und ließ sich von dem Pachter in das Schlafgemach führen.

Kaum schimmerte das Morgenroth am Himmel; so erschallete das ganze Haus des Pachters von Klopfen. Er sprang aus dem Bette, und nach dem Fenster hin. Sieh da! das ganze Jagdgefolge des Prinzen war vor seiner Thüre versammelt. Man hatte zerstreut, die ganze Nacht hindurch, den Prinzen gesuchet, und kam itzt gegen Morgen wieder in diesem Dorfe zusammen.

Rohrbach rief den wilden Jägern zu: Daß der Prinz bei ihm eingekehrt wäre, und bat sie: sich still zu verhalten, bis Seine Durchlaucht ausgeschlafen hätten! Aber es war bereits zu spät. Der schreckliche Lerm hatte auch Seine Durchlauchten aufgeweckt, und sie traten bald darauf in des Pachters Stube. Die Jäger wurden nun eingelassen. Da gab es Glückwünsche und Freude die Fülle. Auch Vater Rohrbach freute sich mit.

Marie und Röschen kamen nun auch herbei, und sorgten in aller Eile für Frühstück. Es ward vergnügt eingenommen. Der Prinz ließ Röschen ungestört, und machte sich sodann zur Abreise bereit.

Beim Abschiede drang er der Hausmutter eine volle Börse auf, und Röschen steckte er einen kostbaren Ring an den Finger. Ohne noch ein Wort von ihrer Aufnahme bei Hofe zu verlieren, küßte er sie, schüttelte Vater Rohrbachen, als er schon auf dem Pferde saß, nochmals die Hand, und sprengte mit seiner Suite rasch von dannen.

Röschen fühlte sich neugebohren, da sie den Prinzen mit seinen Höflingen und Dienern fortgaloppiren sah. Freudig sprang sie ihrem lieben Wilhelm entgegen, der furchtsam die Treppe herabgeschlichen kam; zeigte ihm des Prinzen Geschenk, und verwies ihm liebevoll sein Mißtrauen, das er in die Güte eines so freigebigen Herrn gesetzet hatte. Beide glaubten nun nichts mehr befürchten zu dürfen, vergaßen alles erlittne Leid, und bestätigten aufs neue durch die feurigsten Versicherungen den Bund ihrer Liebe.

Selbst der alte Pachter wähnte nicht, daß dieser vornehme Besuch von nachtheiligen Folgen für sein häusliches Glück seyn könnte: sondern freuete sich vielmehr herzlich mit seiner Marie, die Ehre

gehabt zu haben, seinen zukünftigen Landesherrn unter selbsteigenem Dache zu speisen und zu beherbergen.

Die guten Seelen! — sie wurden fürchterlich aus ihren Träumen gerissen.

Den dritten Tag nach dem Morgen, an dem der Prinz das Haus des Pachters verließ, kam gegen Abend ein Jäger ins Dorf gesprengt, und erkundigte sich nach Vater Rohrbach. Er wurde vor seine Thüre gewiesen, und der Alte trat zu ihm heraus. Der Jäger gab ihm, ohne ein Wort zu reden, eine beschriebene Karte, und ritt schnell wieder auf und davon. Der Pachter las:

„Vater Rohrbach wird ersuchet, morgen in al„ler Frühe auf dem Jagdschlosse zu***** sich „einzustellen.„

so stand es mit leserlichen Buchstaben auf dem Papiere; aber für den guten Pachter wollte es nicht recht leserlich seyn. Er las noch einmal, schüttelte den Kopf und ging wieder in sein Haus.

„Was muß das bedeuten? — sprach er zu „seiner Frau und Röschen, die beide in der Stube „am Rocken saßen: — Ich soll morgen in aller Frühe „auf das Jagdschloß des Prinzen kommen, und bin „durch einen Eilboten dazu beordert.

Marie sah ihn bedenklich an. Röschens Seele durchbebten bange Ahndungen.

„Wer weiß, was vorgefallen ist! — fing end„lich die Hausmutter an: — Vielleicht ist auf mor„gen große Jagd beschlossen, wobei die Fürstin zu„gegen ist. Vielleicht will die dich sprechen: weil ihr „der Prinz vermuthlich von unserem Hause wird „erzählt haben!

„Ich muß erwarten„

versetzte der Pachter und strich sich mit der Hand über die Stirne.

„Wenn das Wetter nur gut wäre! — fuhr „er nach einer Pause fort: — Ich muß mich noch „vor Sonnenaufgange reisefertig machen.„

Marie sah durch das Fenster. „Die Sonne „geht schön unter. — sprach sie: — Wir werden „morgen einen heitern Tag haben.

Sie hatte Recht. Die Luft war am folgenden Morgen hell und still. Sanft glühete das Morgenroth herauf, da sie ihr Bett verließ, und stärkte ihren Muth, als gute Vorbedeutung.

Vater Rohrbach schien nicht so herzhaft zu seyn. Er sprach wenig und versank öfters, wie gestern, in tiefes Nachdenken. Doch stopfte er sich gelassen, da das Pferd vorgeführet ward, noch ein

Pfeif-

Pfeifchen auf den Weg, und nahm mit einem herzlichen Händedrucke von Marien und seiner Pflegetochter Abschied.

Röschen ließ eine heiße Thräne auf seine Hand fallen, begleitete ihn zur Thüre hinaus, und bat ihn: wenn es nur möglich wäre, doch ja vor der Mittagsmahlzeit wiederzukommen. Er versprach es, und trabte fort.

Das gute Mädchen hatte den ganzen Morgen große Beängstigung. Ohne ihr Wissen entschlich den blauen Augen ein Thränchen nach dem andern. Vergebens schwazte ihr Wilhelm von unnützem, ungegründetem Kummer vor. Vergebens prieß ihr Mutter Marie Vertrauen auf Gott an; vergebens predigte sie ihr von desselben Liebe zu den Frommen, und von der Weisheit der Vorsehung. Mit starrem, schmerzhaftem Blicke sah Röschen vor sich hin, fuhr dann auf einmal zusammen, blickte erschrocken nach Wilhelm, und ein neuer Thränenguß strömte ihre Wangen herab.

Unter Angst und Pein kam endlich der Mittag herbei. Röschen dachte an kein Essen, und alle Mühe, sie dazu zu überreden, war umsonst. Zitternd setzte sie sich vor die Thüre, und schauete unverwandt nach der Straße hin, wo ihr Pflegvater herkommen mußte. Itzt erblickte sie ein Pferd.

Thränen und Sonnenschein blendeten ihre Augen; sie erkannte den Reuter nicht. Sie rufte Wilhelm. Er ists! sprach dieser und beide sprangen dem Pachter entgegen.

Aber wie bebete das arme Mädchen, als Vater Rohrbach ihren Willkommen nicht erwiederte. Stumm, mit gesenktem Haupte ritt er bei ihnen vorbei, stumm stieg er vom Pferde, stumm trat er in das Haus.

„Was ists, Vater?„ rief Röschen.

„Was wollte der Prinz?„ rief Wilhelm.

Keine Sylbe gab er zur Antwort. — Itzt ging er in die Stube. Mutter Marie kam ihm freudig entgegen. Aber der Alte wandte sich weg von ihr, und wischte an seinen Augen.

„Um Gotteswillen!„ — schrie die Pächterin: — „Was hat sich zugetragen?„ —

Der Alte verbarg sein Gesicht, und fing an laut zu weinen. Alle standen, wie an den Boden gefesselt; keines wagte ihn mehr zu fragen. Endlich trocknete der Greis seine Augen, ging auf Röschen zu, ergriff in wildem Schmerze ihre Hand, und sprach mit schauerlich gebrochener Stimme:

Heute noch mußt Du zum Prinzen!

Röschen sank ohne Bewußtseyn in ihres Pflegvaters Arme. Maria wand schluchzend die Hände. Wilhelm taumelte sinnlos an die nächste Wand. Eine lange, fürchterliche Pause folgte der schrecklichen Nachricht. Röschen kam endlich wieder zu sich. Rohrbach brachte sie in einen Lehnstuhl.

„Fasse Dich, Kind! — sprach er: — „Fasse „Dich! Noch lebt ja ein Gott. — Ich habe gethan, „was ich thun konnte; habe vergessen, daß meines „Fürsten Sohn Dich verlangte. Aber alles war „umsonst. Bist Du nicht da, wenn er nach Dir „schickt; so warten Schimpf und Schande meiner.„

„Gott! Gott! — stammelte Röschen: — „Wilhelm! — mein Vater! — meine Mutter! —

„Getrost, meine Tochter! Getrost! — rief der „Alte: — Gott ist gerecht. Die Versuchung ist groß. „Aber Leiden sendet ja Gott denen zu, die er liebt.„ —

Röschen wankte zu Wilhelm der noch immer bleich wie ein Todter, an die Mauer sich lehnte, fiel um seinen Hals, und tröstete ihn.

„Nein — waren ihre Worte — nein, lieber „Wilhelm, fürchte nichts! ich verlasse Dich nicht.„

Wilhelm schlang sprachlos seinen Arm um sie. Beider Thränen vermischten sich.

Nun erzählte der Pachter seiner halbtodten Hausmutter das ganze Gespräch, das zwischen dem

Prinzen und ihm vorgefallen war. Des Prinzen Worte waren gleich von Anfange gebietherisch gewesen. Da Rohrbach sich geweigert hatte, seine Pflegetochter auf das Jagdschloß zu bringen, war jener sogleich mit der Antwort fertig: Daß er sie selbst noch an dem heutigen Tage würde holen lassen, und daß ihm der Pachter mit Gut und Blut dafür haften sollte, wenn sie nicht mehr in seinem Hause zu finden wäre!

„Wenn nur — fügte Vater Rohrbach hinzu, „als er diesen Bericht geendiget hatte: — wenn nur „unser Fürst nicht so weit verreiset wäre! Aber so „— ich weiß keinen Rath. Wollten wir auch aus „dem Lande; ach Gott wohin? Wir sind beide alt „und schwach. Und darnach ist auch die Zeit zu „kurz. Am Ende wird wohl gar aufgepaßt. Das „Uebel würde noch schlimmer, wenn man uns auf „der Flucht ertappte!„ —

Unter abgebrochenen Wörtern, Thränen und Seufzern liefen noch zwei Stunden hin. Itzt war es vier Uhr, und man hörte einen Wagen kommen. Eine vierspännige Kutsche hielt vor des Pachters Hause. Ein Herr in einem rothen Kleide, Seiner Durchlauchten Kammerdiener, stieg heraus, und trat in die Wohnung des Elends.

„Hier bin ich doch recht bei Pachter Rohrbach? „— fragte er mit herablassendem Tone: — Sind

„das Mademoisell, die bei Jhro Durchlauchten kom-„men sollen? setzte er hinzu, und musterte Röschen.„

Ein jammervolles Kopfnicken war die Antwort des guten, alten Rohrbachs. Röschen war wieder in Ohnmacht gesunken.

„Ach! rief der Kammerdiener mit eiliger „Dienstfertigkeit; — Mademoisell sind ja gar ohn-„mächtig. Dafür sind wir versorgt!„

Er badete sein Tuch mit duftendem Gewässer, bestrich Röschens Schläfe, und hielt ihr zu riechen vor. Sie kam zu sich.

„Nun, kommen Sie, Mademoisell! Das Fah-„ren und die frische Luft werden Ihnen sehr gut „thun.„

Er faßte sie bei der Hand, und wollte sie nach der Thüre ziehen. Röschen blickte ihn wüthend an, und riß ihre Hand aus der Seinigen.

„Tochter! — sprach der Pachter männlich ge-„faßt: — wir müssen uns trennen. Sey stand-„haft, und vergiß die guten Lehren Deiner Eltern „nicht!„ —

Röschen lag ausser sich in Wilhelms Arme, und sah wild und verworren um sich her. Der Kammerdiener wurde endlich des Zuredens überdrüßig.

„Ich

„Ich habe Befehl, Gewalt zu brauchen: — „fuhr er itzt ungeduldig fort: — Noch einmal frage „ich Sie Mademoisell! Wollen Sie mir im Guten „folgen? Meine Zeit ist nunmehr zu Ende.

Röschen antwortete nicht; schlang aber dafür desto fester ihre Arme um Wilhelms Leib. Der Kammerdiener machte Miene, sie loszureißen. Röschen verdoppelte ihre Gewalt, und schrie kläglich. Ihre Pflegeeltern stöhnten. Wilhelm gerieth in Verzweiflung. Der Kammerdiener rufte zum Fenster hinaus. Zwei Jäger traten herein.

„Das ist zuviel! jammerte laut der alte Pach„ter: — Gott! Gott! womit hab' ich diesen Tag verdient? —

„Tragt das Mädchen da in den Wagen!„ befahl der Kammerdiener.

Die Jäger packten an. Röschen bat um Gotteswillen, sie bei ihren Eltern und ihrem Wilhelm zu lassen: und klammerte sich aus allen Kräften an den Letztern an. Aber da war kein Erbarmen. Einer der rohen Weidmänner faßte sie, der andere Wilhelm, und im Nu war das liebende Paar getrennt. Rasch gieng es itzt mit dem sinnlosen Mädchen in den Wagen hinein; der Kammerdiener setzte sich zu ihr, und fort rannten die stattlichen Schimmel im wilden Galopp.

Wil-

Wilhelm lief, so schnell er konnte, neben dem Wagen her, und Röschen streckte die Hand nach ihm heraus. Bald aber war er nicht mehr vermögend, den Pferden gleich zu rennen, und nun mußte der Kammerdiener Röschen aus allen Kräften festhalten, um ihr Herausspringen aus der Kutsch zu verhüten. Da das arme Mädchen endlich sah, daß alles ihr Bemühen, dazu zu gelangen, vergeblich war; so fing sie an so bitterlich zu weinen, daß selbst ihr fühlloser Gesellschafter Mitleiden für sie empfand. Er verschwendete seine ganze Beredsamkeit; er suchte ihr weiß zu machen: daß er sie wieder in wenig Tagen zu ihren Pflegeeltern und ihrem Wilhelm zurückbringen würde. Aber er predigte tauben Ohren; Röschns Zustand ward immer kläglicher.

So kamen sie endlich gegen Abend auf dem Jagdschlößchen des Prinzen an. Er befand sich im Garten, und Röschen wurde sogleich zu ihm geführt.

„Willkommen! Willkommen!„ rief er ihr entgegen.

Röschen zitterte.

Der Prinz sah ihr roth geweinten Augen.

„Was fehlt Dir, liebes Röschen?„ fragte er sie theilnehmend.

Röschen. O gnädiger Herr, lassen Sie mich wieder zu meinen Eltern zurückgehen; Was

soll ich hier? Auf dem Schlosse bei ihrer Frau Mutter kann ich nichts nutzen: denn ich verstehe ja die feine Arbeit nicht. Ach! und der Vater und die Muter weinen zu Hause um mich.

Der Prinz. (der sie entzückt aufhob.) Kleines, einfältiges Ding, wer hat Dir denn gesagt, daß Du auf dem Schlosse als Kammermädchen dienen sollst? Du wirst hier einige Tage bei mir bleiben. Und gefällt es Dir nicht; so lasse ich Dich bald wieder nach Hause bringen.

Röschen. O, es wird mir gewiß nicht gefallen! Lassen Sie mich lieber heute noch zu meinen betrübten Eltern zurückführen!

Der Prinz. Für heute möchte es schon zu spät seyn. Aber so Du artig bist, kann es morgen oder übermorgen geschehen. — Sey klug, Mädchen! Du hast bey mir nichts zu fürchten; ich will Dein Glück. Wilhelm — Dein Wilhelm soll versorgt, und Du sollst, als seine Frau, reichlich ausgestattet werden! —

Eine freudige Röthe ergoß sich, bei diesen letztern Worten des Prinzen, über des armen, getäuschten Mädchens Wangen. Ihre Thränen vertrockneten. Sie drückte, in stummen Entzücken einen feurigen Kuß auf seine Hand, und er erwiederte diesen

auf

auf ihren Mund. Alles wurde nun wieder vor ihren Augen helle. Selbst die Schönheiten des Gartens, die ihr itzt der Prinz zeigte und erklärte, hatten Reiz für sie. Bis es dunkel ward, ging sie an seinem Arme durch die anmuthsvollen Gänge.

„Nun, Röschen! — hub endlich der Prinz „an: Du wirst müde von Deiner Reise seyn. Ich „will Dir ein Zimmer anweisen lassen.„

Er rufte einen Bedienten.

„Morgen sehen wir uns wieder!„ war seine Antwort auf Röschens Gute-Nacht, und mit einem freundlichen Kopfnicken verließ er sie.

Röschen wurde in ein prachtvolles Gemach geführt. Herrliche Tapeten prangten an den Wänden; vergoldete Meublen und ein Bett, ringsumher mit seidenen Gardinen verhangen, standen geschmakvoll angeordnet. Das gute Mädchen wähnte sich in den Himmel versetzt. Ihr ganzes Leben hindurch hatte sie noch keine andere, als ländliche Stuben gesehen; unaussprechlich groß war daher ihr Erstaunen über diese neue Schöpfung.

Sie stand noch, wie bezaubert, bei der Thüre, als ein zweiter Diener hereintrat, ein elegantes Abendbrod auf den, mit einem schimmernden Gedecke versehenen Tisch setzte, und sich erkundigte: ob noch etwas zu Mademoisell's Befehle stünde? Röschen

wuste nicht, was sie auf diese Frage antworten sollte, und der Diener ging lächelnd aus dem Zimmer.

Die Speisen schmeckten ihr vortrefflich. Sie versuchte ein Glas Wein, keine Seltenheit für Röschen; denn Vater Rohrbach pflanzte dergleichen auf seinen Bergen: aber der Land-Wein war sauer, und dieser — o, solches köstliches Getränk hatte sie noch nie getrunken!

Eine Dame, hochfrisirt, in Seide gekleidet, kam itzt zu ihr herein, und kündigte sich als ihre Bedienung an. Röschen machte große Augen. Die Dame schien es nicht zu bemerken. Ehrfurchtsvoll blieb sie in einiger Entfernung von ihr stehen, und begann eine Unterhaltung, die des Prinzen Güte und Großmuth zum Gegenstande hatte.

Röschen fing an schläfrig zu werden, und die Kammerfrau machte sogleich Anstalt, sie auszukleiden. Umsonst sträubte sich das verschämte Mädchen. Ein Nachthabit von feiner, blendend weißer Leinwand wechselte mit ihrem ländlichen, wollenen Anzuge, und so wurde sie ins Bette gebracht. Röschen glaubte in den Schwanfedern zu versinken. Eine süße, noch nie empfundene Wärme empfing ihren Körper. Die Dame wünschte ihr, mit einer tiefen Verbeugung, angenehme Ruhe, und entfernte sich.

Nun kam Röschen erst wieder zu sich selbst. Aber ehe sie noch ihre Gedankeu völlig sammeln konnte, entschlummerte sie sanft auf der ungewohnten, wollüstig weichen Lagerstatt.

Ein schmeichelhafter Traum erweckte sie erst, da die Sonne schon hoch am Himmel stand. Sie glaubte von dem Prinzen ihren Wilhelm sich zugeführt zu sehen, dankbar wollte sie ihm zu Füßen fallen, und sie erwachte.

Verwunderungsvoll blickte Röschen um sich her, als hätte sie vergessen, wo sie gestern gewesen war. Sie sprang zum Bette heraus, und die Kammerfrau trat in das Zimmer. Zwei Bedienten folgten ihr: der Eine mit Frühstück, der Andere mit Kleidern.

Röschen ließ sich Chokolade und Zuckerwerk wohl schmecken. Dann ging es über das Anputzen. her. Weiße Seide nahm itzt die Stelle der weißen Leinwand ein. Ihr zum ersten Male gekrausetes und durchpudertes Haar bedeckte ein Hut von Biber, mit Straußfedern geschmückt. Itzt erschien der Prinz, und die Kammerfrau verließ das Zimmer. Röschen sprang ihm freudig entgegen.

Der Prinz. Nun, wie geht's, schönes Röschen? Wie geschlafen?

Röschen. Recht gut, gnädiger Herr! Aber werde ich nicht heute zu meinen Eltern zurück?

Der Prinz. Ich dachte, es gefiele Dir bei mir? —

Röschen. Ja, das wohl! Aber meine lieben Eltern sind zu betrübt um mich.

Der Prinz. So will ich Deinen lieben Eltern sagen lassen: Daß ihrem Röschen recht wohl bei mir sey, und das sie Dich besuchen sollen.

Röschen. Ja, aber — —

Der Prinz. Nun, was den noch? Ist es denn nicht dasselbe, ob Dein Vater und Deine Mutter zu Dir kommen; oder ob Du zu ihnen reisest?

Röschen. Schon recht, gnädiger Herr! Aber — aber der Wilhelm — der wird auch betrübt seyn.

Der Prinz. O Wilhelm kömmt mit! Du mußt ja mit ihm ausmachen: wenn die Hochzeit seyn soll?

Röschen hüpfte vor Freuden. Der Prinz betrachtete sie mit wollüstigen Blicken, setzte sich auf ein Sopha, und zog sie auf seinen Schooß.

„Sieh da! — sprach er: — was für ein ganz anderes Mädchen dies Kleid und dieser Hut aus dir gemacht haben!„

Röschen.

Röschen. O, gnädiger Herr mein wollenes Jäckchen ist mir doch lieber! Da kann ich mich drin regen und recken, wie ich will. Das hier spannt mich allenthalben. Und kommen Flecke darauf, so ists vorbei damit.

Der Prinz. Dann gebe ich Dir ein neues. Aber was die kleine Schelmin für muntere Augen hat! Was das für einladende, rothe Lippen sind!

Er küßte sie mit wildem Feuer. Röschen zog sich schaamroth zurück.

Was ficht Dich an, kleines Närrchen? Gegen Wilhelm thust Du ja nicht so spröde! —

Der Prinz preßte sie an seine Brust, und drückte einen längern, wollüstigern Kuß auf ihren Mund. Glühendes Roth ergoß sich über Röschens Gesichte. Der Prinz wurde freier. Röschens unschuldsvolle Sittsamkeit empörte sich. Sie strebte sich seinen Armen zu entwinden. Er rang mit ihr.

Au einmal erhob sich vor dem Schlosse Lerm und Geschrey. Röschens Ohren vernahmen eine bekannte Stimme. Mit Blitzesschnelle war sie von dem Prinzen los und am Fenster. Ach! da sah sie ihren treuen Wilhetm, sah ihn von den Dienern des Prinzen mißhandeln; weil er mit Gewalt in das Schloß eindringen wollte. Dies sehen, zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und in

Wil-

Wilhelms Arm fliegen, war bei Röschen in einem Augenblicke geschehen.

Keuchend kam ihr der Prinz endlich nach, und fand seine Bedienten beschäftiget, das unglückliche Paar aufs neue zu trennen. Erzürnt gab er sogleich Befehl, Gewalt zu brauchen, und Wilhelm gebunden nach *** ins Gefängniß zu schicken. Röschen ward sinnlos weggetragen.

Als sie zu sich selbst kam, befand sie sich wieder auf dem Schlosse in ihrem Zimmer. Der Prinz stand vor ihr, und die Kammerfrau bestrich ihre Schläfe. Röschen fing an zu weinen. Der Prinz nahm sie bey der Hand, und sprach ihr freundlich Muth ein.

„Fürchte nichts, liebes Röschen! — waren „seine Worte, als sie sich wieder völlig erholet „hatte: — Fürchte nichts! Weder Dir, noch Wil„helm soll etwas Böses wiederfahren: vielmehr „steht des guten Jungen Glück nunmehr einzig in „Deinen Händen. Deine Aufführung wird morgen „bestimmen, ob er und Deine Pflegeeltern auf im„cher zufrieden gestellt, oder auf immer anaussprech„lich elend seyn sollen?„

Und mit diesen Worten verließ der Prinz das arme Mädchen in einem schrecklichen Gemüthszu-

stande.

stande. Den ganzen Tag saß sie mit gesenktem Haupte und gerungenen Händen sprachlos da. Die ausgesuchtesten Speisen waren nicht fähig, ihr Eßlust zu erwecken; die künstlichsten Getränke vermochten sie nicht zum Trinken zu bewegen. Vergebens schwatzte die Kammerfrau; vergebens brachte sie Bilder und Raritäten herbeigetragen: Röschens einziger Gedanke war Wilhelm und ihre, durch sie unglückliche Eltern.

Hier sah sie Wilhelm, mit Ketten belastet, im finstern Kerker schmachten: dort sah sie den grauen Pachter und seine trostlose Gattin, zum Lohne für alle ihr erwiesene Wohlthaten, das Brod vor den Thüren der Nachbaren betteln. Und doch wußte sie bei ihrer Unschuld nicht, wodurch sie, oder Wilhelm den Prinzen beleidiget hätte; doch verstand sie bei ihres Herzens Reinigkeit nicht, wodnrch sie das drohende Unglück von sich un d ihren Lieben abwenden sollte!

So brachte sie in der quaalvollsten Ungewißheit den Rest des Vormittags, den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend hin. Die Nacht kam. Aber auf Röschens Augen senkte sich diesmal kein Schlaf, keine Ruhe erquickte ihren harmvollen Geist. Halb verzweifelt warf sie sich von einer Seite zur andern. Und fühlte sie auch zuweilen ihren Körper von Müdigkeit bezwungen; entschlummerte sie auch

einmal: so litt doch ihre Seele fort; so schreckten sie doch bald wieder fürchterliche Träume aus ihrer Ruhe empor. Es war die erste Nacht, die Röschen so zubrachte. Itzt wußte sie, was Kummer heiße! —

Endlich dämmerte der Tag. Das war Trost für Röschen. Sie verließ ihr Lager und trat an das Fenster. Die glühenden Strahlen der Sonne begannen eben aus schwarzem Gewölke hervorzubrechen; und das wilde Ungestüm in Röschens Herzen schien sich etwas zu besänftigen. Die Sonne kam itzt herauf; und Röschens Thränen begrüßten sie. Diese Freunde des Unglücklichen waren gestern nicht, zur Linderung ihres Jammers, erschienen. Sie schluchzte laut, uud ihre beklommne Brust gewann Erleichterung.

Man brachte ihr das Frühstück. Sie genoß etwas davon, gewürzt von ihren Thränen. Um neun Uhr kam der Prinz. Röschen saß noch, im weißen Nachtgewande, mit zerstreuten Haaren, auf dem Sopha, und weinte. Die Röthe ihrer Wangen war verflogen, aber desto sichtbarer schimmerte ihre Lilienfarbe. Ein unbeschreibbares, anziehendes, schmachtendes Wesen war über ihr Gesicht und hren ganzen Körper verbreitet. So schön hatte sie der Prinz nicht geglaubt.

Er stand, eine Bildsäule vor Verwunderung, lange Zeit schweigend vor ihr, labte sich an diesem fremden, bezaubernden Anblicke, und schien heftig mit sich selbst zu kämpfen: ob er den Mord dieser heiligen Unschuld auf seine Seele laden sollte, oder nicht?

Röschens Thränen flossen häufiger, sobald sie den Prinzen ansichtig ward. Sein Stillschweigen hielt sie für die gewisseste Vorbedeutung von ihrem und der Ihrigen Verderben. Itzt erhob sie sich bebend. Der Prinz bebete auch; aber von schändlichen Regungen gefoltert. Röschen sank vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und stammelte:

Erbarmen! —

Die Märtyrin flehete, und des Prinzen teuflischer Entschluß gedieh zur Reife. Sich selbst unbewußt vom heißesten Triebe der Wollust entflammt' stürzte er auf sie herab, riß sie empor in seine Arme.

Das sinnlose Mädchen athmete kaum. Ihre Unschuld kämpfte matt noch den letzten Todeskampf; ihr Schutzgeist verhüllte sein Haupt, und das Opfer ward — — nicht vollbracht.

„Aufgemacht!

donnerte im Nu eine wohlbekannte Stimme, und der Prinz erbebte, wie der Sünder beim Ungewitter, das plötzlich über seinem Haupte einherrollt. Seinen Armen entschlüpfte das zitternde Mädchen; fassungslos stand er da, unfähig, zu denken, zu begreifen, zum Entschlusse zu gelangen.

„Aufgemacht!

donnerte die wohlbekannte Stimme von neuem; aber ausser sich stand der Prinz noch immer da. Itzt ein heftiger Schlag an die Thüre, und die Thüre flog in das Zimmer, und es trat herein ein Mann lang und hager, mit drohender Geberde und feuersprühendem Auge; — es trat herein der Fürst des Landes — der Vater des Prinzen.

„So recht, junger Herr! so bereitet man sich „zum künftigen Herrscher! — Deine Rolle ist ge„spielt, Elender! Ich werde Rechenschaft — strenge „Rechenschaft fordern, und wehe Dir und Deinen „Gesellen! — Fort itzt! die Wache harret Deiner!

So der erzürnte Vater, der gerechte Fürst. Gefoltert von Schaam, Furcht, Verdruß über die entrißne Beute, preisgegeben den peinlichsten Leidenschaften, schlich der Prinz bebend von dannen,

und

und der Retter der Unschuld vollendete das angefangne Werk.

Röschen lag noch ausser sich auf dem Sopha, wußte nicht, ob es Wirklichkeit wäre, was sie sah und hörte, wußte nicht, ob sie träume oder wache. Der Fürst rief zur Thüre hinaus, und es erschien eine Figur, bleich und entstellt, das Gepräge der schrecklichsten Angst auf der Stirne; — es erschien Pachter Rohrbach.

Ein getreuer Diener, der den Fürsten auf seinen Reisen begleitete, konnte sich nicht die Freude versagen, sogleich nach der Ankunft sein Verwandten zu überraschen. Diese Verwandten lebten in dem Dorfe, worin Rohrbach Pachter war, und so erfuhr der gekränkte, bekümmerte Alte die Gegenwart seines Landesherrn. Noch vor Anbruch des Tages eilte er schon nach dem geheimen Aufenthalte des Fürsten, drang in sein Gemach, entdeckte ihm das Bubenstück des Prinzen, und flehte ihn auf seinen Knieen um Rettung seiner Tochter an. Schauder ergriff den guten Fürsten. Seine verborgne Ankunft hatte keinen andern Etzweck, als die Aufführung des Sohnes zu ergründen. Itzt war sein Entschluß sogleich gefaßt, und wurde ausgeführt, wie wir bereits wissen.

Kaum erblickte Röschen ihren Pflege-Vater, so war ihr Bewußtseyn auch wieder da, so war

auch alle Angst, alles Herzeleid vergessen. Entzückt eilte sie dem guten Alten sogleich entgegen, und diese schuldlose Freude über seinen Anblick war ihm, war dem Fürsten der sicherste Beweis, daß der schlaue Verführer noch nicht mit ihr geendet, daß sie den Kampf glücklich überstanden, daß der Wollust Gift noch nicht ihres Herzens Friede ertödtet hatte.

„Nimm sie hin, Alter! — sprach der edle Fürst: —

„nimm sie hin, und vermähle sie mit ihrem „Wilhelm. Ich sorge für Aussteuer und Brod „für die Zukunft.

Ausser sich sanken Vater und Tochter ihrem Schützer, ihrem Retter zu Füßen; aber der biedere Landesvater hob sie schnell auf, und sprach mit innigster Rührung:

„Danket nicht mir; — danket dem Himmel, „der mich noch sandte, ehe es zu spät war!

VIII.

Vater Zeibriels Lebenslauf.

Nach dem Englischen
der Miß Hays.

— Der Leidenschaften Uebermaaß
Ist stets Verbrechen — Ueberlaß dein Schiksal
Der Sorge des Allgůtigen! Scheint alles gleich
Verloren dir, so ist Verzweiflung doch
Ruchlosigkeit, Empőrung gegen Gott!
Gleich krummen Bächen winden sich die Pfade
Der Fůrsehung, bald vorwårts, bald zurůck;
Und wenn sogar die Erde sie verschlingt,
Und unserm Blick entzieht, so kommen sie doch bald
Aufs neu hervor in desto grőßrer Pracht.

In der nőrdlichen Gegend Persiens, am Ufer des Aras, der auf den Gebirgen des Ararat entspringt und sich ins Kaspische Meer ergießt, lag ein alter und schőner Hain, dessen Boden mit einem Teppich von Blumen, alle mit dem reichsten und mannigfaltigsten Farben der Natur geschmůckt, ůberzogen war. Vőgel von buntfårbigem Gefieder sangen harmonisch auf den Zweigen erhabener Cedern, majeståtischer Palmen, und andrer Båume, die unaufhőrlich hier mit Blůten, dort mit Frůchten prangten. Die Melodie ihrer Lieder, die aromatischen Gerůche,

wel-

welche die Blüten umherdufteten, die anmuthige Kühle des Schattens, und das Geplätscher entfernter Wasserfälle, alles machte diesen Ort zum Paradieße. Im Mittelpunkt des Hains, unter einem Gebüsch von Citronen- und Pomeranzenbäumen, befand sich eine moosigte Höhle, von der Hand der Natur ausgehauen, aber so vollkommen gebildet, daß der Sultan des Orients in derselben auszuruhen nicht verschmähet hätte. Hier wohnte Zeibriel, der Einsiedler, ein Greis, den man wegen seiner Wohlthätigkeit liebte, und wegen seiner Weisheit verehrte. Ein schneeweißer Bart wallte ihm bis auf den Gürtel herab; Majestät, durch Wohlwollen gemildelt, strahlte ihm aus den Augen, Beredsamkeit und sanfte Ueberredung flossen ihm von den Lippen, süß wie Honig vom Hybla. Die Hirten der benachbarten Ebenen verließen ihre ländlichen Spiele und Beschäftigungen, um seine Lehren anzuhören. Er lehrte sie Gerechtigkeit und Billigkeit durch Güte und Erbarmen gemäßigt; machte sie vertraut mit Nüchternheit, Mäßigkeit und Menschenliebe. Er führte sie auf die geheimnißvollen Pfade der Religion, weihte sie in den erhabnen Kenntnissen der Weltweisheit und Sternkunde ein, erleuchtete ihren Verstand, erweiterte ihre Ideen, beruhigte ihr Gemüth, besserte ihr Herz.

Vor

Vor allem aber gab er ihnen eine lebendige Ueberzeugung von der Gefahr unregelmäßiger und ungestümer Gemüthsbewegungen. Die stärksten Leidenschaften, sagt' er, begleiten oft das feinste Genie und die liebenswürdigste Seele. Eine lebhafte und glühende Einbildungskraft, eine verfeinerte und zarte Reizbarkeit giebt erst Kraft und Leben jenen Gefühlen, die, des Kolorits der Phantasie beraubt, und durch das mildere Licht der Weisheit und Vernunft betrachtet, bald erkalten würden; und die stille Seele würde dann erstaunen über den Tumult, der, durch die Sinnen erregt, wär ihm nicht bei Zeiten Einhalt geschehen, mit unseliger und unwiderstehlicher Gewalt ihren zeitlichen und ewigen Frieden hätte zerstören können. — Meine Kinder, fuhr der ehrwürdige Weise fort, hütet euch vor den ersten Annäherungen jener hinterlistigen und täuschenden Gefühle, welche schmeicheln, indem sie tödten: sie schleichen sich durch angenehme und fast unmerkliche Grade ein, und die ganze Seele ist von ihnen angesteckt, eh' ihrs bemerkt: gleich dem Gift der Natter, die sich unter einem Gebüsch von Rasen versteckt, lauert der Tod unter dem betäubenden Wohlgeruch. Wie ein durchbrechender Strom mit ungestümer Gewalt die Hütte samt ihren erschrokenen Bewohnern fortreißt, und die schwellende Ernte des kommenden Jahrs hinwegschwemmt, so schwächt heiße und unbegränzte Leidenschaft den Verstand;

ver-

verdunkelt das göttliche Licht, welches die Seelen der Menschenkinder erleuchtet; entnervt jene Stärke und Selbstgewalt, die der Ruhm eines vernünftigen Wesens ist, und reißt, mit zerstörender Gewalt, alle Kräfte der Seele und alle Tugenden des Herzens nieder, die sich ihrem Fortgange widersetzen.

Wie schön aber stechen gegen die so wüthenden und unbändigen Gemüthsbewegungen jene milden und liebenswürdigen Neigungen ab, welche die menschliche Seele harmonisch stimmen und veredeln; jene gefällige und rührende Zärtlichkeit, die, da sie keine Ordnung stört, und die Tugend zum Zweck hat, neue Annehmlichkeiten hervorruft, und die Seele, welche sie pflegt, zu heldenmüthiger Güte erhebt; jene allgemeine, gesellige Menschenliebe, welche ein Ausfluß der göttlichen Vollkommenheiten ist, und das ganze Menschengeschlecht als Brüder umfaßt, so verschieden durch Denkungsart, Lebensart und Bildung sie auch seyn mögen; und jenes holdselige Wohlwollen, welches sein Mitleiden und seinen Schutz nicht blos auf die vernünftige, sondern auf die ganze thierische Schöpfung ausdehnt, und immer seine Güte nach der Noth des Gegenstandes, der seiner Hülfe bedarf, abmißt.

Die wenigen Ereignisse meines Lebens (fuhr der Weise fort) werden wenig Abwechslung in der Erzählung gewähren; indeß kann doch die Geschichte

mei-

meiner Irrthümer der aufmerksamen Seele eine Lehre geben, die nicht unnütz oder unwichtig ist. „Wohl dem, der durch die Erfahrung Andrer weise gemacht, von der Frucht nimmt, die schon gepflückt ist, damit nicht etwa eine Schlange unter den Blättern laure, und ihn steche, eh' er sichs versieht!„

Ich wurde in der Stadt Ispahan geboren. Mein Vater, der eine ehrenvolle und einträgliche Stelle an diesem glänzenden Hofe bekleidete, wurde von dem Engel des Todes abgefodert, vor dem Richterstuhl, vor welchem auch die größten Potentaten der Erde erscheinen müssen, von seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen, als ich eben das neunzehnte Jahr erreicht hatte. Einige Stunden vor seinem Tode ließ er mich zu sich rufen, und suchte durch Reden voll Frömmigkeit und Ergebung in den Willen des Höchsten, den Gram, der mein Herz zerreißt, zu besänftigen. Thue diesen Ausbrüchen deines Schmerzens Einhalt, mein Sohn, sagt er, welche nur die Heiterkeit trüben, die ich zu erhalten mich bemüht habe. In wenig Stunden werd' ich über alle menschlichen Sorgen erhaben seyn, und jener auserlesenen, himmlischen Wonne genießen, die unser heiliger Prophet den Gläubigen verheißen hat. Mein Kummer in diesem Augenblick entspringt blos aus den Gedanken, daß ich meinen geliebten Zeibriel, in einer so frühen Periode des Lebens, in

einer

einer Welt, di voll von Versuchungen und Gefahren ist, zurück lassen muß. Bewahre, mein Sohn, den Tafeln deines Herzens eingegraben, die weisen Grundsätze, die ich deiner jungen biegsamen Seele einzupflanzen unaufhörlich bemüht war. Ich hinterlasse dir Reichthum genug, nicht nur jede vernünftige und erlaubte Begierde zu befriedigen, sondern auch Nothleidenden und Dürftigen beizuspringen, Unterdrückte zu beschützen, und dem verborgenen, ungeachteten Verdienst aufzuhelfen. Sobald du meine Asche in dem Grabmal meiner Väter beigesetzt hast, so fliehe vor der Ansteckung eines Hofes, dessen Luft nichts als Wollust und Laster athmet, und wo Fallstricke und Tod unter dem Lächeln des Schmarotzers lauern, der nur schmeichelt, um zu Grunde zu richten.

Mein Vater; sagte Zeibriel, wollte noch weiter reden, als der furchtbare Bote des Todes seinem Daseyn ein Ende machte, und mich in einer Betäubung des Grams zurückließ, die mich auf eine Zeitlang unfähig machte, die ganze Größe meines Unglücks zu fühlen. Aber die lindernde Hand der Zeit milderte den schneidenden Schmerz über den Verlust dieses liebenswürdigen Vaters zu einer zärtlichen und melancholischen Betrübniß, die sich ebenfalls nach nnd nach legte; so daß mein Herz aufs neue von dem Feuer der Jugend zu glühen, und

meine

meine Augen von der Fröhlichkeit der Hoffnung zu glänzen anfiengen. Die Vergnügungen und Annehmlichkeiten eines Hofes waren zu lockend für eine jugendliche Seele, als daß ich sie, ohne mir schmerzhafte Gewalt anzuthun, hätte aufopfern können. Die Erinnerung an den Befehl meines Vaters wurde mir lästig, und ich suchte ihre Wiederkehr durch eine ununterbrochene Reihe von Lustbarkeiten und Zerstreuungen zu verhindern. Ein unbegränzter Hang zum Aufwande versammelte bald einen Haufen nichtswürdiger und ausschweifender Gesellschafter um mich her. Durch ihre Schmeicheleien und Liebkosungen aufgemuntert, und durch die Gewalt ihres Beispiels gereizt, verloren die tugendhaften Grundsätze, die meine Erziehung mir beigebracht hatte, täglich mehr von ihrem Einfluß. Wie der Stein, welcher einen Abhang herabrollt, immer größere Gewalt und Schnelligkeit bekömmt, je mehr er sich dem Thale nähert, so sinkt die Seele, welche einmal von den Pfaden der Rechtschaffenheit abweicht, schnell von Zerstreuung zum Vergehen, vom Vergehen zum Laster, und verübt endlich, ohne Gewissensbisse, Verbrechen, bei deren bloßen Gedanken sie sonst schauderte.

Indeß war ich doch nicht so sehr in Fühllosigkeit verhärtet, daß ich ohne Gewissensvorwürfe an mein ausschweifendes Verhalten hätte denken können. Schwärmenden, berauschenden Vergnügungen

folg-

folgten Augenblicke der Sattheit, und des Ekels. Ich fand meine Gesundheit angegriffen, mein Vermögen eingeschmolzen, und meinen Frieden zerstört, ohne irgend eine andre Vergütung, als einige wenige Stunden betrüglichen täuschenden Genusses, nach denen meine Lebensgeister um so stärker erschöpft waren, je stärker sie vorher geglüht hatten, und mir nicht die mindeste einer vernünftigen und unsterblichen Seele angemessene Befriedigung gewährten. Diese Betrachtungen bekamen neue Kraft durch den übeln Erfolg meiner Bewerbung um eine junge Schöne, die Tochter des tugendhaften Mirza, die mich, ungeachtet meines Ranges und Vermögens, blos wegen meines unsittlichen Lebens ausgeschlagen hatte. Vergebens bemüht ich mich, das Bild dieses liebenswürdigen Mädchens in meinen Herzen auszulöschen, mit unaustilgbaren Zügen war es meiner Seele eingegraben, und es erweckte die tugendhaften Eindrücke, die ich in meinen früheren Jahren bekommen hatte, so mächtig, daß meine vorigen Gesellschafter mir widrig, ihre lustigen Einfälle abgeschmackt wurden, und die Vergnügungen, an denen sie mich Theil zu nehmen drangen, nur Erschlaffung, Leere, und Ekel in mir erregten. Gleichwohl fand ich mich, durch Wollust und Trägheit entnervt, unfähig, dem Zudringen dieser meiner Gesellen, die sich durch die Gewohnheit einen unbegränzten Einfluß über mich erworben hatten, zu widerstehen; und ich sah mein Vermögen täglich schwin-

den,

den, ohne meinen Aufwand einzuschränken, oder irgend einen Plan zu einem ordentlicheren Leben zu machen.

Aber ungestüme Gläubiger, deren Foderungen ich nicht zu befriedigen im Stande war, weckten mich bald aus dieser Schlafsucht; und nicht lange darauf sah ich mich von allen denen verlassen, von deren Freundschaft ich thörichter Weise gewähnt hatte, daß sie mein Trost in der bedrängten Lage seyn würden, worein ihre verderblichen Anschläge und ihr ansteckendes Beispiel mich gestürzt hatten. Gezwungen, die zertrümmerten Ueberbleibsel meines Vermögens hinzugeben, gemieden und gescheut von denen, die sich in dem Sonnenschein meines Glücks gewärmt hatten, wandert' ich in die Wüste, ein elender Auswurf der Gesellschaft, und wälzte mich, von wüthendem Gram zerrissen, im Sande; aber die grausamen und bittern Leidenschaften, die meine Seele folterten, erschöpften sich durch ihre Gewalt: und die fürchterliche Stille der Verzweiflung folgte. Meine Sinnen waren betäubt, und gänzliche Fühllosigkeit überwältigte jede Geisteskraft, als, wie mirs däuchte, ein plötzliches Licht mich umstrahlte, und ich mich durch die Berührung eines himmlischen Boten geweckt fühlte, der mit einem Angesicht, auf welchem Strenge und himmlisches Mitleiden gemischt waren, vor mir stand. Zeibriel, sagt' er, ich bin von dem Allerhöchsten gesandt, Worte der strafenden Belehrung und des Trostes zu dir zu reden.

Du hast den Zweck deines Daseyns verkannt, und Glückseligkeit im Genuß derjenigen Dinge gesucht, welche die thierische Schöpfung mit dir theilt, statt deinen Geist zu jenen höheren und auserlesenern Quellen der Glückseligkeit zu erheben, die allein der Aufmerksamkeit einer verständigen Seele würdig sind; aber deine Laster und deine Irrthümer haben ihre eigne Strafe mit sich geführt. Vergnügen hat Sättigung, Ausschweifung Erschlaffung, und Verschwendung ihre gewisse Folge, Armuth, nach sich gezogen. Dein Gemüth wird durch Vereitelung deiner Erwartungen und Gewissensvorwürfe zerrissen; und deine Gesundheit ist durch Schwelgerei und Wollust geschwächt. In den Staub erniedrigt, bist du gezwungen, diejenige Fürsehung anzubeten, deren gerechte und weise Fügungen dem Laster und der Thorheit, selbst schon in diesen Erdenleben (wo ihre ewigen Anordnungen erst ihren Anfang nehmen) eine Vergeltung zugetheilt haben, die aus der nämlichen Quelle entspringt, aus welcher die Irrthümer entspringen, die der Gottheit nicht anders, als mißfällig seyn können. Bereue und bessere dein Verhalten, oder zittere vor der Rache, die deiner wartet: die Prüfung ist vor der Thür: sey fest; und präge deiner Seele die gewisse Wahrheit ein; daß Laster und Thorheit Elend und Tod, Rechtschaffenheit und Ordnung aber Glückseligkeit gebären.

Hier schwieg der göttliche Bote, und erhub sich in den dritten Himmel. Ein Strahl göttlichen Tro-

Trostes schien meine Seele zu erleuchten, indem er sich entfernte. Jene stürmische Leidenschaften, die meine Seele, wie ein Wirbelwind den Sand der Wüste umhergetrieben, legten sich; Thränen der Reue und Zerknirschung entflossen meinen Augen, und, auf die Erde niedergeworfen, betete ich die Gerichte des Allerhöchsten an, und flehte um Abwendung seines Zorns. Wie der brennende Sand Libyens den erfrischenden Thau des Himmels einsaugt, so öffnete sich mein Herz den neuen Empfindungen der Frömmigkeit und des Friedens. Ruhig und ergeben stand ich auf; und im Nachdenken vertieft wandert' ich gegen die Stadt, als ich durch einen Menschen, den ich für einen Sklaven eines meiner vormaligen Gesellschafter erkannte, zu mir selbst gebracht wurde. Zeibriel, sagt' er, indem er mich anredete, mein Herr, der dein Unglück aufrichtig beklagt, wünscht über Dinge von Wichtigkeit mit dir zu reden. Ich antwortete nicht, sondern folgte ihm zu der Wohnung seines Herrn, der mich in einem geheimen Zimmer seines Pallasts erwartete. Ich bedarf deiner Dienste, sagt' er; sey nur fleißig und klug; so sollst du dich in kurzem wieder in deinem vorigen Wohlstand sehen: räche dich an einem Manne, der dir mit Verachtung begegnet ist, und besitze die schöne Almerine, welche du lange heimlich liebtest.

Mein Herz klopfte von stürmischer Erwartung, indem er redete, und Glut der Freude umströmte meine Wangen; aber plötzliche Erinnerung unterdrückte die aufsteigende Regung, und mit niedergeschlagenen Augen hört' ich stillschweigend seinen Antrag an. Aber wie schauderte meine Seele vor Entsetzen, als dies schwarze Ungeheuer, um eine unbändige Habsucht zu befriedigen, und eine eingebildete Beleidigung zu rächen, mir einen Entwurf entdeckte, den tugendhaften Mirza zu ermorden, dessen Tochter und Güter er mit seinen gottlosen Händen in Besitz zu nehmen gedachte; er bat mich um meinen Beistand, da er bei meinen hoffnungslosen Umständen an meiner Bereitwilligkeit nicht zweifelte, und versprach, meine Treue und Verschwiegenheit mit der reizenden Almerine und einem gleichen Antheil an der Beute zu belohnen. Ich nahm diesen abscheulichen Antrag mit dem Unwillen auf, den er verdiente, und war im Begriff ihn mit Verachtung zu verlassen, als der niederträchtige und grausame Verräther einen Dolch zog und auf mich zu stürzte, um mir das Herz zu durchbohren. Du sollst, rief er mit wüthendem Ton, durch deine Feigheit und Kleinmuth meine gerechte Rache nicht vereiteln, und nicht leben, das Geheimniß zu verrathen, welches ich dir anzuvertrauen schwach genug war. Sein Ungestüm macht' ihn unvorsichtig; ich wand ihm den Dolch aus der Hand, und stieß ihm denselben, durch seine Bosheit und Niederträchtigkeit erbittert, in die

Brust!

Brust. Er ächzte, und fiel. In größter Eile verließ ich ein Haus, in welchem ich ohne Gefahr nicht länger verweilen durfte, eilte an den Hof, warf mich vor dem Kaiser nieder, erzählte ihm alle Umstände meiner That, und bat um Gnade.

Selim, der Prächtige, welcher damals das Scepter von Persien führte, schickte einige seiner Bedienten ab, (unterdeß er mich in einem Zimmer des Pallastes verwahren ließ), um die Wahrheit der von mir entdeckten Umstände zu untersuchen. Sie fanden den Elenden noch lebend. Geschreckt durch den Anblick des königlichen Befehls, und den Tod, dessen Annäherung er fühlte, bekannt' er, ohne Rückhalt, das Verbrechen, welches er zu begehen im Begriff gewesen war, und ergab sich in die Hände der Gerechtigkeit. Aber der Engel des Todes forderte ihn, einige Stunden nachher, vor ein furchtbareres Gericht ab, und er entgieng dadurch der schmählichen Strafe, die ein irrdischer Richter über ihn verhängt haben würde.

Die Ermordung dieses unglücklichen Verbrechers lag, wie eine schwere Last auf meiner Seele und ich entfernte mich aufs neue von den Wohnungen der Menschen, und zog mich ins stille Dunkel eines Waldes zurück, als Mirza, voll Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste, mich in meiner Einsamkeit aufsuchte, und, indem er mich in seine

Arme schloß, in den gerührtesten und dankbarsten Ausdrücken sein Herz ausschüttete. Komm, sagt er, mein Retter, und theile mit mir alles, was mein ist. Du hast mich jetzt von dem Daseyn jener Tugenden in deiner Seele; die nur auf eine Zeitlang eingeschläfert waren, überzeugt. Komm, und laß mich dich meiner Tochter vorstellen, die schon lange insgeheim über Zeibriels Abwesenheit seufzt, und mit Ungeduld wartet, ihn so rühmlich zur Würde der Tugend und zur Achtung der Weisen und Guten wiederhergestellt zu sehen.

Eine Fluth von Entzücken überwältigte meine Sinnen, indem er sprach; die plötzliche und gewaltsame Bewegung meiner Lebensgeister unterdrükte jede Geisteskraft, bis ein Strom von Thränen meinem überladenen Herzen Luft machte, und den Sturm meiner Empfindungen besänftigte. Auf den Boden hingeworfen, opfert' ich dem anbetungswürdigen Wesen, dessen Fürsehung mich durch ein Labyrinth von Irrthümern und Leiden zur Glückseligkeit geführt hatte, meinen Dank. Der tugendhafte Mirza vermischte seine Thränen mit den meinigen, besänftigte meine Lebensgeister, und flößte mir jene heitere, rührende Glückseligkeit ein, die, gleich den Strahlen der Sonne, durch ein leichtes Gewölk gemildert, erleuchtet, ohne zu blenden.

Aber ach, meine Kinder! wie soll ich euch Scenen schildern, deren Erinnerungen eine Reihe

von

von Empfindungen erweckt, die noch jetzt meine Seele zu mächtig angreifen? Verzeihe mir, Allmächtiger Anordner der Schicksale, wenn das Andenken meiner vorigen Glückseligkeit noch bittere Betrübniß in mir erregt, und auf einen Augenblick jene Gefühle der Ergebung und Unterwerfung unterbricht, die ich mit ermüdetem Fleiß mir eigen zu machen suchte! Mit tiefster Demuth erkenn' ich die Weisheit und Gerechtigkeit deiner Fügungen, und verdunkelt gleich, in einer Stunde der Schwachheit, die Unvollkommenheit der Natur, auf kurze Zeit, die göttlichen Ausflüsse der Frömmigkeit und des Friedens, so sollen doch bald die Wolken sich wieder zerstreuen, und die erhabnen Tröstungen des Allerhöchsten meine benachtete Seele durchstrahlen. Hier schwieg Zeibriel, erhub seine Augen gen Himmel, und schien verschlungen in Betrachtung. Nicht lange, so fuhr er fort:

Mirzas Tochter empfing mich mit der liebenswürdigsten Freude und Rührung. Ihr Vater stellte mich ihr als den Mann vor, den er zu ihrem Gemahl bestimmt habe. Mit bezaubernder Holdseligkeit bekannte sie, daß sie sich ohne Widerstreben seinem Willen unterwerfe. In der Gesellschaft der anbetungswürdigen Almerine glitten meine Tage im vollkommensten Frieden dahin. Ganz Unschuld und edle Offenheit, bestrebte sie sich nicht, die süßen Regungen ihres Herzens zu verbergen. Ich sah, daß

ich mit der reinsten Zärtlichkeit geliebt wurde, und meine Glückseligkeit war unbegränzt. O! wie unendlich erhaben sind doch die Wonnevollen Empfindungen wechselseitiger Liebe — jene anziehenden und zarten Aufmerksamkeiten — jenes lebhafte und belebende Feuer, welches ein tugendhaftes und wahrhaftig liebendes Herz beseelt, über die schmutzige Begierde des Sinnlichen, der, izum Thier herabgesunken, den göttlichen Strahl der Vernunft, der allein wahre und dauerhafte Zufriedenheit gewähren kann, auslöscht.

Diejenigen Güter, welche allein des Nachstrebens vernünftiger und nachdenkender Wesen würdig sind, stehen fast in jedes Menschen Gewalt. Vergebens suchen wir nach Glückseligkeit auf den Pfaden der Zerstreuung und Sinnlichkeit. Flüchtig und nichtig, gleich einem glänzenden Blendwerk, verschwindet sie bei unserer Annäherung: nur die wahren, dauernden Vergnügungen der Natur und holder Zuneigung, heitres Bewußtseyn eines wohlgeordneten Verhaltens, Beherrschung der Leidenschaften, Aufklärung der Vernunft, Heiterkeit des Gemüths (wenn du anders, o Sohn der Sterblichkeit! eine solche glückliche Verfassung je erreichen kannst) machen den ganzen Umfang der menschlichen Glückseligkeit aus.

In einigen Wochen, fuhr der Weise fort, ward ich Almerinens Gatte; aber die festliche Fröhlichkeit, die bei unsrer Hochzeitfeier herrschte, wurde einige Tage nachher aufs empfindlichste zerstört; der würdige Mirza starb plötzlich, noch trunken von Wonne über seiner Kinder Glück. Meine liebenswürdige Almerine wurde durch die Last dieses Unfalls gebeugt, wie die schöne Lilie, vom Thau des Morgens beladen, ihr schneeweißes Haupt niedersenkt. Die Zeit aber, und die zärtliche Geschäftigkeit aufmerksamer Liebe besänftigten nach und nach die Aufwallungen des kindlichen Schmerzens, und gaben ihrer sanften Seele die gewohnte Heiterkeit wieder.

Unbeschreiblich selig im Besitz einer des andern, verließen wir Ispahan, und wählten ein stilles, liebliches Dorf in der Nachbarschaft zum Aufenthalt, wo, in der Gesellschaft meiner liebenswürdigen Gattin, im Anbau einiger zu meinem Gut gehörigen Ländereyen, und in Erwerbung wissenschaftlicher und litterarischer Kenntnisse, mein Leben in beneidenswerther Heiterkeit dahin floß. Die Geburt eines Sohns, zwei Jahre nach unsrer Verbindung, vermehrte unser Glück durch die neuen und unaussprechlichen Regungen der älterlichen Liebe. Mit Augen, die in Thränen der Zärtlichkeit schwammen, und einem Herzen, das von unaussprechlichem Entzücken glühte, drückt ich wechselsweise

bald das lächelnde Kind, bald die liebenswürdige Mutter an meine Brust. Doch, ich werfe einen Schleier über Empfindungen, welche auszudrücken die Sprache zu arm ist. Diese schmeichelhafte und betrügliche Windstille war das Vorspiel eines Sturms, dessen Erinnerung mein Blut erstarren, und meine Seele schaudern macht. Einige Monathe nach der Geburt meines Kindes, mußt' ich eine kurze Reise machen und nahm Abschied von meiner Almerine mit einer Ahndung, die ich nicht zu erklären wußte. Indem ich ihr Lebewohl sagte, bemächtigte sich ein ungewöhnlicher Trübsinn meiner Seele, und ein Schauder durchfuhr alle meine Nerven. Mit größter Mühe riß ich mich endlich aus ihren Armen los. Diese grausame Angst, welche meine Vernunft vergebens zu unterdrücken suchte, stieg zu einem so hohen Grade, daß ich am dritten Tage meiner Reise, unfähig sie fortzusetzen, umzukehren beschloß, um mich von meiner Unruhe durch die Gegenwart des geliebten Gegenstandes, dessen Wohl sie veranlaßte, zu befreien.

Je näher ich der Wohnung kam, in welcher ich alles, was meiner Seele theuer war, verlassen hatte, desto heftiger ward meine Gemüthsbewegung. Ich stieg endlich ab, stürzte in das Haus, und flog zu Almerinens Zimmer, als ein Sclave mit Blicken voller Schrecken und Verzweiflung mich zurückhielt. Den

Augenblick war ich von allen meinen Leuten umringt, die sich zu meinen Füßen niederwarfen, und meine ungeduldigen Fragenmit Seufzen und Aechzen beantworteten. Mein Weib! mein Kind! rief ich wüthend aus; – sie sind nicht mehr! — Bilder des Entsetzens drängten sich vor meine Einbildungskraft, meineSinnen schwammen in Zerrüttung hin, und bewegungslos fiel ich zu Boden. Das Geschrei meiner treuen Bedienten rief mich ins Lebens zurück. Unter Strömen vor Thränen berichteten sie mir, daß am zweiten Tage nach meiner Abreise ihre geliebte Gebieterin gewaltsam weggeführt, und ins Serail gebracht worden, weil der Ruf ihrer Schönheit zu Ibrahims Ohren gedrungen, welcher seinem Vater Selim in der Regierung gefolgt war und dem man wegen seiner viehischen Wollust und Unmenschlichkeit den Zunamen des Grausamen gegeben hatte. Der Wanderer in der Wüste, der auf einmal das Geheule des Südwindes hört, und den Sand der ihn ohne Rettung begraben wird, in fürchterlichen Wirbeln herannahen sieht, steht nicht grausenvoller da, als ich bei dieser schrecklichen Nachricht. Tausend schwarze Entwürfe der Verzweiflung fuhren durch meine Seele. Ich begab mich in mein Kabinet, warf mich auf einen Sopha, und lag da in starrer Fühllosigkeit bis der Tag anbrach. Nun erwacht ich zu neuem Gefühl der Angst, sprang auf, legte Sclaven-

venkleidung an, und eilte in die Stadt. Von tausend grausamen Besorgnissen gequält, wandert' sich um die Gärten des Serail herum, bis die letzten Strahlen der Sonne noch kaum die westlichen Gebirge vergoldeten, als ein sanftes klagendes Gemurmel mein horchendes Ohr erreichte. Ich fuhr zusammen, und flog nach dem Orte hin, woher der Ton kam. Mit athemloser Aufmerksamkeit horcht' ich nun aufs neue, und glaubte die Stimme meiner Almerine zu unterscheiden. Das Blut stürzte mir zum Herzen: ich betrachtete die Mauern, die mich zurückhielten, mit wüthender Verzweiflung, und machte einige fruchtlose Versuche, sie zu ersteigen. Müde und erschöpft, warf ich mich endlich auf die Erde, und klagte, mit gen Himmel erhabenen Augen, stillschweigend das Wesen an, welches dem Gottlosen erlaubte, solcher gestalt über den Unschuldigen und Unterdrückten zu triumphiren. Wie lang ist das Leben! rief ich aus, und wie vergänglich ist seine Glückseligkeit! Ein lustiger Traum, ein Augenblick des Rausches, aus welchem die harte Hand des Unglücks uns unwiederbringlich weckt.

Die Zweige eines hohen Baums beschatteten den Ort, auf dem ich saß, und ein Theil derselben hing über die Mauern herab, welche die Gärten des Pallasts umschloß. Es fiel mir ein, daß diese Zweige mir vielleicht behülflich seyn könnten, meinen Wunsch zu erfüllen. Wo giebt es Schwierigkeiten,

vor

vor denen Verwegenheit der Liebe zurückbebt? Aufs neue beströmmte das Feuer der Hoffnung meine Wangen, und mein Busen pochte von Erwartung. Mit äußerster Mühe und Gefahr erreicht ich endlich meinen Zweck, und befand mich in dem Garten, wo sobald ich entdeckt wurde, unvermeidlicher Tod meiner Vermessenheit Lohn war. Aber die Leidenschaft, die mein Herz beseelte, machte mich gegen alle Furcht unempfindlich, und bewaffnete mich mit mehr als menschlicher Entschlossenheit. Mit eilenden Schritten drang ich in ein dichtes Gebüsch, aus welchem die Töne, die zuerst meine Aufmerksamkeit gereizt hatten, herzukommen schienen. Je näher ich kam, je deutlicher wurden die Klagetöne, durch herzzerreissende Seufzer unterbrochen. Ach, meine Kinder, wie soll ich die Empfindungen ausdrücken, die meine Seele ergriffen, als ich am Ufer eines Bachs, auf den Rasen hingelehnt, den geliebten Gegenstand erblickte, den nun vielleicht zum leztenmal mein Auge sah. Die Rosen waren von ihren Wangen weggewelkt, und die Augen, deren Glanz sonst die Edelsteine von Somarkand verdunkelte, waren jetzt trüb und matt von Thränen und Gram. Sie schlug sie vom Boden auf, und sagte mit dem Ton des rührendsten Schmerzes: — Grausame, täuschende Einbildung; wie sehr vermehrst du die Leiden eines Herzens, das schon unter den Quaalen der Natur und Zärtlichkeit erliegt! Mit welcher Wonne sah

ich

ich in die heitre schöne Aussicht hinaus, aber schwarze Wolken verhüllten plötzlich den Tag, und der entzückende Traum entfloh auf immer. Tausend einander bekämpfende Empfindungen benahmen mir auf einige Augenblicke die Kraft zum reden. Mit kaum artikulirter Stimme rief ich endlich: Almerine! — Sie fuhr zusammen, schrie, und sank ohne Bewegung in meine Arme. Augenblicklich aber kam sie wieder zu sich selbst: Fliehe, mein Zeibriel! rief sie mit Blicken des äußersten Schreckens, fliehe diesen gefährlichen Ort! Nur einige Minuten bin ich der emsigen Sorgfalt meiner Aufseherin entwischt, und vielleicht suchen sie schon nach mir. Barmherziger Alla, laß mich nicht Zeugin seyn von dem Tode dessen, der mir theurer ist, als das Leben selbst! — Nie meine anbetungswürdige Almerine, nie verlaß' ich dich. Laß uns zusammen sterben. Ohne dich würde das Leben mir eine unerträgliche Last seyn. Dieser Augenblick, da ich dich so in meine Arme schließe, — — dieser Augenblick vergütet mir alles, was ich gelitten habe! Mag der Tyrann mich doch zu Foltern und Martern in deiner Gegenwart verdammen, selbst der Tod würde dann Wollust für mich seyn. — Der Ton sich nähernder Fußtritte rührte das Ohr der zitternden Almerine. Sie kommen, mein Zeibriel, rief sie, ihre Arme um mich schlingend, sie kommen, mich von dir zu reissen. O verlaß mich nicht: laß uns zusammen sterben.

ben. — Einige nicht weit entfernte Weiber hatten unsere Zusammenkunft gesehen, und augenblicklich den Sophi davon benachrichtiget, der sich von seiner Wache begleitet, dem Ort näherte, wo ich die erschrockene, fast leblose Almerine in meinen Armen hielt.

Mit wüthendem und verächtlichen Ton befahl er, uns von einander zu reißen. Wie die Libysche Löwin von Jägern in ihrem Lager zerstört, zu Vertheidigung ihrer Jungen beides Roß und Reuter anfällt und die Erde mit ihrem Blut befleckt, so sprang ich, von Liebe und Verzweiflung beseelt, von Almerinen auf, zog meinen Säbel, stürzte auf die Sklaven, die vergebens mich zu entwaffnen suchten, und bemühte mich, bis zu dem Tyrannen durchzudringen, entschlossen ihn meiner gerechten Rache aufzuopfern. Endlich aber durch die Wuth erschöpft, und durch die Menge überwältigt, stürzt' ich von Wunden bedeckt, hin. Meine Almerine zerriß die Luft mit dem durchdringendsten und wüthendsten Geschrey, und wurde, ganz außer sich, in dem Harem geschleppt. Der unmenschliche Ibrahim gab Befehl, mich in einen Fluß zu werfen, welcher den Garten durchströmte, und sich ins Meer ergoß, wo ich in wenig Augenblicken mein Bewußtseyn verlor, und durch den reißenden Strom (wie ich nachmals erfuhr) zu der Wohnung eines frommen Derwisch

fort-

fortgeführt wurde, der mich herauszog, und durch Anwendung kräftiger Essenzen ins Leben zurückbrachte. In dem ersten Schmerz der Wiederbesinnung vergalt ich seine Menschlichkeit und Fürsorge mit bittern und undankbaren Vorwürfen, riß die Verbände von meinen Wunden, verwünschte das Tageslicht, und weigerte mich, die Nahrung anzunehmen, wodurch er mich zu erquicken und die erschöpten Kräfte wieder herzustellen suchte. Endlich aber, durch seine menschliche Theilnehmung und Bekümmerniß überwunden, und durch den mächtigen Trieb der Natur bewogen, willigt' ich ein zu leben. Ein Strahl der Hoffnung schimmerte noch dann und wann durch die Verzweiflung, die meine Seele bewölkte; aber ach flüchtig und verschwindend waren ihre Schimmer, wie der schnelle Blitz, der vom Osten bis zum Westen leuchtet, aber nur ein desto schwärzeres Dunkel nachläßt.

Da meine Kräfte sich nach und nach aber sehr langsam wieder einfanden, so kroch ich einst in Abwesenheit meines Wohlthäters hinaus, mit dem Entschluß, mir von meiner verlornen unglücklichen Almerine einige Nachricht zu verschaffen. Ich war noch nicht weit, als ich, mit niedergeschlagener Miene einen Sklaven gehen sah, welchen ich vormals von einem arabischen Handelsmann gekauft,

kauft, und der, in den Tagen meines Wohlstandes, mir mit Treue und Eifer gedient hatte. Ich entdeckte mich ihm, und fragte mit ungedultiger Begierde nach dem, was meine Seele zu wissen schmachtete. Er warf sich mir zu Füßen, beugte seinen Kopf in den Staub, und sagte: Zürne nicht, Herr, mit deinem Knecht, wenn er Widerstreben fühlt, dir die unglücklichen Wahrheiten zu erzählen, von denen er wünscht, daß sie dir ewig verborgen bleiben könnten. Indeß, da die Kenntniß derselben für dein Leben und deine Sicherheit von Wichtigkeit ist, so muß ich, so schwer es mir wird, dir sagen, daß Almerine den schrecklichen Kampf, in welchem du, wie man sagte, das Leben eingebüßt, nur wenig Stunden überlebte. Auch dein Sohn wurde, drei Tage nach seiner unglücklichen Mutter, von dem Engel des Todes in die himmlischen Wohnungen geführt. Deine Güter sind eingezogen — deine Freunde in Gram versenkt — und deine Sklaven über die weite Erde zerstreut. Eile, Herr, ein für dich so unglücksvolles Land zu fliehen, so lange deine Erhaltung noch unentdeckt ist, damit du nicht aufs neue in die Gewalt eines unmenschlichen Tyrannen fallest, und ein Leben vol-

ler Leiden durch einen grausamen und schimpflichen Tod endest.

Nun wohl, sagt' ich, das Maaß meines Elendes ist voll, und der Allmächtige hat meinen Untergang beschlossen. Nimm, o du höchster Anordner der Schicksale, nimm es zurück dies Leben, das Vernunft und Natur mich zu verlassen heissen. — Mit wilder Gebehrde zog ich unter meinem Kleide einen versteckten Dolch hervor; und indem ich meine Augen, mit einem Blick, in welchem Vorwurf und demüthiges Flehen vermischt waren, zum Himmel aufschlug, war ich im Begriff, ihn in meine Brust zu stoßen, als die Erde unter mir bebte, ein Blitzstrahl, von einem Donnerschlage begleitet, meinen erschrockenen Augen vorüberfuhr, und der Engel des Verweises wieder vor mir stand. Rascher und unsinniger Sterblicher, sagt' er mit feierlichem und strengem Ton, das allmächtige Wesen, dessen Fügungen du vermessen anzuklagen wagst, würdigt dich noch einmal seinen Diener abzusenden, um Worte der Züchtigung und Belehrung zu dir zu reden. Soll das Kind der Sterblichkeit, das Insekt eines Tages,

das

das immer nur sinnlichen Gegenständen nachjagt, und unfähig ist, über die gegenwärtige Stunde hinauszublicken, dessen Wahrnehmung der kleinste Theil des großen allgemeinen Systems der Fürsehung kaum sichtbar ist, — soll es sich vermessen, gegen den Allerhöchsten sich zu empören — gegen die unendliche Macht zu murren — oder dem allwissenden Verstande vorzuschreiben? Dientest du ihm umsonst, da er dich mit Glückseligkeit überströmte, nnd dein Herz von Freud und Wonne überfloß? Trunken von Entzücken, und durch Gemächlichkeit erweicht, sankest du in den Schooß der Sicherheit und des Vergnügens; und ganz gesättiget durch den Genuß irrdischer Güter, strebtest du nicht nach jenen reinern und erhabenern Seligkeiten, welche allein der höchsten Aufmerksamkeit eines vernünftigen und unsterblichen Geistes würdig sind. Du sprachst in deinem Herzen: Was nützen doch Rechtschaffenheit und Tugend, da die Bosheit triumphirt, und die Unschuld keinen Rächer hat! Aber harre schweigend, und öffne deine Seele der Wahrheit und Erkenntniß. Die unwandelbaren Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit nehmen nur ihren Anfang in diesem unvollkommenen, von Irr-

kümmern verdunkelten und zerrütteten Zustande. Aber selbst hier im Innern der Seele, obgleich sterblichen Augen unsichtbar, ist der Allmächtige nicht ohne seine Zeugen. Die Unruhe und Gewissensangst des Lasters verwandelt die äußerlichen Güter des Wohlstandes in ein feines und tödtliches Gift; unterdeß die heitre Gleichmuth der Tugend sich über das Unglück erhebt, und aus dem edlen Boden der Widerwärtigkeit die schönen Blüthen der Menschlichkeit, Gottesergebenheit und Standhaftigkeit aufzieht. Aber der Zeitpunkt nähert sich, da diese Scene, die dem flüchtigen Beobachter der unendlichen Weisheit von höchster Kunst erscheinen, und, von keiner Wolke mehr verdunkelt, mit hellem Glanz die gränzenlosen Zeitalter der Ewigkeit durchstrahlen wird.

Verlaß also diese Gegend; und bete, solchergestalt vom Himmel unterrichtet, jene Weisheit an, welche unerforschlich ist; vertraue jener Güte, die dich dem Verderben entrissen hat und laß, durchs Vergaugene belehrt, die Zukunft von der Aufrichtigkeit deiner Reue zeugen. Verbreite die Erkenntniß, die du empfangen hast, und sprich den Kindern des Irrthums und der Trübsal Ruhe und Trost ins Herz.

Mit

Mit diesen Worten verschwand der Seraph. Gedemüthigt und beschämt, verließ ich die Gegend von Ispahan, von meinem treuen Bedienten begleitet, und habe seitdem vierzig Jahre in dieser stillen Einsamkeit zugebracht. Während dieser Zeit hat himmlischer Friede allmählich meine benachtete Seele erhellt. Möchte doch das Andenken meiner Verirrungen eure unsichern Schritte durch das verworrene Labyrinth des Lebens leiten; und wenn der Engel des Todes mich in die seligen Wohnungen des Paradieses abruft, möcht' ich dann die süße Beruhigung haben zu wissen, daß ich meine Geschichte nicht vergebens erzählte.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt.

Altar der Kümmerniß in Neiße.	S. 1
Die Wundernächte.	35
Maria Dorningen.	67
Graf Palviani in Rom,	91
Don Pedro, eine Criminalgeschichte.	117
Genovefa, eine Legende.	141
Des Pachters Mühmchen.	175
Vater Zeibriels Lebenslauf.	215

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherflein zur Menschenkunde In Erzählungen

Frankfurt u.a. 1794

P.o.germ. 1405 d#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120416-2
VD18 14695987-001